



DANIEL AMBÜHL

Puppenharn

*Ausschnitte aus "Der Traum des lächerlichen Menschen"
— eine Zusammenarbeit mit Thomas Primas —*

Die geistige Bewegung einer Forschungsarbeit über das Mekonium von Schmetterlingen,
anhand einer Skulptur, die den Namen «Puppenharn» trägt.

Steintisch Verlag

Die Skulptur



Skulptur Puppenharn — Foto 1



Skulptur Puppenharn — Foto 2



Skulptur Puppenharn — Foto 3



Skulptur Puppenharn — Foto 4



Skulptur Puppenharn — Foto 5



Skulptur Puppenharn — Foto 6



Skulptur Puppenharn — Foto 7



Skulptur Puppenharn — Foto 8

Inhalt

Teil I: Die Kultur

- 1 Das Kennenlernen: Wiesenschaft
- 2 Das Zusammenwachsen: Kulturschaft

Teil II: Der Puppenharn

- 3 Sommer 1995: Grenzgänge
- 4 Verdünnung: Die Versöhnung mit der Untreue
- 5 Verdichtung: Die Skulptur
- 6 Sommer 1996: Begriff und Chiffer

Teil III: Der Traum

- 7 Nefesh und Neshama: Natur und Wort
- 8 Abraham und Isaak: Trieb und Veredelung

Berliner Tagebuchseiten

- 9 Berlin, 2. Oktober 1995
- 10 Berlin, September 1995
- 11 Berlin, Tagebucheinträge September 1995
- 12 Fragment über die Mauer
- 13 Der Zaun, 1997

das Kennenlernen Wissenschaft

1 Die Welt ist Gleichnis des Himmels. Wie der Mensch Gleichnis Gottes ist; in Blut und Fleisch. In unserer Welt wissen wir viel darüber, was Himmel, was Mond und Wolken sind. In der Welt, als Erscheinung, sind sie jedoch zunächst Gleichnis, und ist auch unser Wissen über die Welt Gleichnis. Das heisst, es gibt zwei Himmel: den Himmel hier in unserer Welt, in Raum und Zeit, den wir bewundern und sehen können in der ganzen Pracht seiner Erscheinungen, und den Himmel dort, als das, wofür er Gleichnis im Ewigen ist. So gibt es alles zweifach. Die Wiese hier, vergänglich und in ständiger Bewegung, und die Wiese dort, ruhend in Ewigkeit. Unser Tun hier in der Welt und das Tun, worauf es im Ewigen gerichtet ist. Denken hier und Denken dort. Liebe irdisch und Liebe himmlisch. Wissen da und Wissen dort. Doch nur zusammen sind sie überhaupt Liebe und überhaupt Wissen oder Himmel oder Wiese. 2 Der Biss in den Apfel vom Baum des Wissens führt auf einen schmerzhaften Weg. Aus dem Paradies der Verliebtheit, des Aufgehobenseins im Gegenüber, dem schwebenden, traumhaften Versinkensein im Andern, erwacht der Mensch in sein Gestellsein in diese Welt, erwächst damit in die Begegnung mit der Welt und mit Gott. Er wird vertrieben in seine Eindeutigkeit und in die Bewusstheit eines Auftrages: er selbst soll nun im Gleichnis Gottes auf Erden den Bund errichten und die Ehe vollziehen. Diesem Geschenk des Kennenlernens, der Freude und des Glücks der Begegnung mit dem Gegenüber ist aber auch Schmerz der Nacktheit Weggeselle und die Einsamkeit, in der Trennung von Gott. Das Ewige als Auftrag verbirgt sich doch im Erscheinenden. Das Geheimnis entzieht sich also dem Zugriff des Menschen, und somit ist letztlich der Auftrag dieses Lebens gleichzeitig Alles und Nichts, das Leben und das Geheimnis seines Auftrages. Die Formulierung des Auftrags ist die Welt, die für den Menschen von Gott erschaffen wurde. Gott verbirgt sich in der Welt. Diese Welt zu lieben ist Gottes Gebet an den Menschen. Es zu erhören des Menschen Auftrag im Leben. 3 Leben heisst, dass beide Seite zusammen sind, Mensch und Welt, Mann und Frau, verbunden und auf festem Fundament stehend. Leben ist Werden und Wachsen und Vergehen mit der Welt und ist auch Leben mit dem Ewigen. Leben ist es nur zusammen. In der Welt scheint alles vergänglich. Das Fleisch verwest im Mondschein von Zeit und Raum. Ist es nicht wunderbar, dass dieses Gefühl der Endlichkeit, des Schreckens und der Angst vor dem Tod und der Panik vor dem Untergang der Welt sich in der Liebe verwandelt in Freude und Genuss? Ja, im Licht der Sonne ist das Fleisch das Wesentliche, ruhend im Ewigen. Ewiges ist im Zeitlichen verborgen; der Auftrag im Erscheinenden ist versteckt als Geheimnis. Das Erscheinende weiss selbst nichts von ihm. Es ahnt lediglich, dass es da ist, und es soll dieses Geheimnis hüten - pflegen und schützen - und ihm treu sein. Im Verhältnis zu seinem Geheimnis ist der Mensch selbst Garten Eden. 4 Das Himmlische benutzt nicht das Irdische, um es nachher achtlos in den Staub zu werfen. Die Welt ist nicht nur Mittel als Zweck des Ewigen; die Welt selbst ist ewig. Es geht nicht allein um den Auftrag des Lebens, es geht um das Leben selbst. Das Wesentliche ist dem Verwesenden ewig treu. Die Welt ist keine Bestrafung, kein Gefängnis. Die ewige Seele erlebt in der Ehe mit dem Körper die Freude der Fleischwerdung. Um diese Liebe ringen die beiden miteinander. Für diese Freude wurde ihnen die Welt geschaffen. So wie hier der Körper die Seele trägt, trägt der sie dort den Körper.

Leben kann sich nicht selber vergewissern. Ob man liebt oder geliebt wird, kann man nicht wissen. "Das Abendland hat viele Wissenschaften und versteht, auch das

Kleinste zur Wissenschaft zu machen", schreibt Ernst Jünger in seinem Essay Messbare und Schicksals-Zeit, "aber es fehlt ihm die Wissenschaft vom Glück." Wenn jedoch etwas Antrieb zur Wissenschaft ist, dann eben dieser Wunsch, glücklich und mit der Welt versöhnt zu sein. Die Wissenschaft ist als solche dann Trägerin der Sehnsucht nach Liebe in der Suche von Antworten auf die Fragen der Welt. Wenn die Wissenschaft meinen sollte, selbst Glück schaffen zu können, dann hat sie ihren Auftrag und ihre Sehnsucht vergessen.

Über den Schmerz nachzudenken meint ja zunächst nicht, ein Schmerzmittel herstellen und verkaufen zu können. Die Frage des Schmerzes will beantwortet sein. Das Schmerzmittel ist keine vollständige Antwort. Es mag diese im Verborgenen tragen, ist aber selbst nur ein Vertrösten, eine Krücke und Ablenkung, so dass der Schmerz erträglich wird, bis die Antwort kommt. So ist auch der Bau einer Rakete, eines Raumschiffes und die Landung auf dem Mond keine Antwort auf die Anfrage des Mondes. Der grossartige Umweg und das beeindruckende Spektakel um den Mond, die Gefühle des Menschen, mag zwar eine Antwort im Verborgenen tragen. Wie aber soll sie vernommen werden in der titanischen Macht-Demonstration der eigenen Leistung? Ist sie nicht darauf angelegt, den kleinen, bescheidenen, direkten Pfad zum Mond zu verdrängen? Wenngleich: Auch Umwege gehören zur Liebe. 5 Wir sind unserem Wissen egal. Es kann uns in dieser Welt nicht begegnen. Das Wissen könnte uns aber eine Begegnung ermöglichen mit dem in ihm Verborgenen - dann aber enthoben aus der Zeitlichkeit und ihren Zwängen, Zwecken und Wertungen. Das einzige, was man von der Liebe zur Wissenschaft in dieser Welt gebrauchen kann, ist die Liebe. Alles andere bleibt als Geheimnis des Tuns und der Begegnung im Ewigen verborgen.

Wissenschaft ist der Wille, der Welt eine Antwort abzuzwingen, mit eigener Leistung abzuverlangen. Ihr fehlt in ihrer Eigenmächtigkeit aber das Gehör für das Verborgene, das sie trägt. Wissenschaft würde bedeuten, diesem Verborgenen in der Welt, aber auch dem Verborgenen im eigenen Wissen, zuzuhören. Der Wissenschaftler unterliegt nicht mehr den Zwecken seiner Forschung, sondern der Freude an der Begegnung mit dem Umforschten. Der technokratische Wissenschaftler verzweifelt in seiner Angst vor dem Verwesenden. Seine Verzweiflung, die Verwesung nicht aufhalten zu können, lässt ihn diese an seine Zwecke binden. Sein Trost wäre die Wissenschaft, die Wissenschaft vom Glück.

Ein Wissenschaftler möchte doch ein Liebshafter sein. "Philosoph" als Liebender der Weisheit. Nach Jesus, dem Liebshafter, wird auch fast nur noch in Zeit und Raum geforscht und gegraben, von Archäologen und Historikern. Suchen sie nicht nach der verlorenen Gestalt des Liebshafters, des Wissenschaftlers? Die Grube, in die sie in ihrer äusserlichen Suche zu fallen drohen, lässt sich jedoch mit noch so vielen Forschungs- und Zeitungsberichten nicht auffüllen. Den sie in der höllischen Hitze des Wüstensandes suchen, fänden sie im Herzen. Die Schufterei ist ihr Trost, bis sie seine Antwort aus ihrem Verborgenen hören. Manchmal übertönen die lauten Maschinen, das Hämmern der Pressluftbohrer und das Knirschen der Raupenbagger seine Stimme. Aber auch der Lärm und der Trotz gehören als Umweg zur Stille der Liebe.

Dem Liebshafter zu begegnen ist dann aber, nach dem Streit und der vergeblichen Mühe, zunächst eine herbe Enttäuschung: "Mit Milliardenaufwand und tausenden von Maschinen und Menschen und Forschern und hunderttausenden Büchern und Streitgesprächen haben wir nach ihm gesucht. Nun kommt er da einfach um die Ecke?"

Lieber blamiere ich mich weiter, als dieses anzunehmen." Kein Trotz und keine Zwängelei hält aber dem Liebhaber stand, solange noch ein Funken Leben im Menschen ist. Das Empfinden dieser seiner Beständigkeit ist nur mit Optimismus einigermaßen verständlich ausgedrückt. 6 Die Gefährdung des Menschen durch Verwechslungen von Zeitlichem und Ewigem verantwortet sein Ewiges. Die Antwort ist aus ihm schon gegeben. In der Welt ist Antwort immer unterwegs zu ihrer Frage. Ein offenständiger Mensch wird auch solchen Antworten die Tür öffnen, die er nicht bestellt hat. Meist lernen wir ja die wirkliche Frage erst kennen, nachdem wir der Antwort begegnet sind. Und meist erschrecken wir dann auch zuerst einmal. Das verborgene Wesen ist über unsere Bewusstheit hinaus verantwortlich. Die Verantwortung des Menschen ist die Vernunft Gottes. Und die Vernunft Gottes hat ihren Sitz im Menschen, als Liebe, als Treue.

Der Versuch des Menschen, Antworten auf Fragen der Welt zu geben, beinhaltet aber vielfältige Möglichkeiten der Verwechslung. Wie Haare wachsen solche Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten auf dem Haupt des Menschen. Mal als düstere Katastrophen und mal als bunte Phantasien, dann wieder als bunte Katastrophen und düstere Phantasien. Sie erfüllen seine Welt und möchten auf ihren Ursprung und ihren Auftrag hinweisen. Als bloße Unterhaltung ist Vielheit ein überfüllter Bahnhof an einem Ort, wo kein Zug fährt; sinnlose Warterei. Es hilft dann auch nicht, aus den Möglichkeiten der Verwechslung bessere und schlechtere zu unterscheiden. Die Gemeinsamkeit aller Möglichkeiten der Verwechslung ist die Vorstellung eines Gottes nur ausserhalb des Menschen. Gott als Vater im Himmel wird mit einer Regierung hier verwechselt. Wir können ihn so, als eine Macht ausserhalb von uns, aber nicht lieben. Ja, anbeten schon, fürchten erst recht; aber was ist Liebe, die als Alternative noch Furcht ist? Furcht will stets von Wunder beruhigt sein. Doch das Wunder trägt eine Versuchung in sich: es könnte zum Zweck der Liebe werden. 7 Vom Glück kann ich nichts wissen. Das Schrecklichste, was uns geschehen könnte, wäre, wenn wir alles, was wir denken, genau so tun könnten - wenn also unser Wille geschähe und nicht Sein Wille. Wir wissen aber doch einiges. Ja, unglaublich viel wissen wir und bauen darauf in unserem Tun. Wir alle sind leidenschaftliche Forscher in der Wissenschaft vom Glück. Jeder für sich. Auf alle Wissenschaft könnten wir verzichten, wenn wir vom Glück wüssten. Wissen aber gönnt kein Glück, sondern nur Bestätigung. Für uns mag Bestätigung manchmal wie Glück erscheinen; Glück bedroht aber das Wissen in seiner Kausalität, indem es diese durchbricht. Als Überraschung.

Glück kann man nicht untersuchen, nicht messen, nicht züchten. Man kann es nur geniessen, annehmen und zu sich nehmen. Verbrochenes wächst an dem Ort zusammen, wo es brach. Schnitte heilen in der Wunde, die sie im Fleisch hinterlassen.

Die Schöpfung ist vollkommen, bereit für den Besuch unseres Lebens. Gäste sind wir. Willkommen. Die Welt empfängt uns, und wir empfangen sie. Man möchte sich in dieser gemeinsamen Mahlzeit am Tisch des Schicksals kennenlernen.

Das Zusammenwachsen Kulturschaft

Thomas Primas

1 Als ich jung war, so viel jünger als heute, sass ich manchmal an der Bahnhofstrasse in Zürich und beobachtete die Leute. Es war wirklich grosser Bahnhof dort, und ich durfte Zuschauer sein. Das Faszinosum - um dieses scheussliche Wort auch einmal zärtlich gestreichelt zu haben - das Faszinosum dieses Schauens lag darin, dass die Leute doch irgendwie alle Menschen waren; jeder mit seinem eigenen Aussehen und Einsehen, seinem eigenen Herkommen und Fortgehen, seinen eigenen Wünschen und Traurigkeiten. Sonderbar kam mir das vor, dass alle derart in sich gesondert, abgesondert und abgeschlossen ihre Wege gingen - schon an ein Ziel hin, zu einem Geschäft, zu einem Menschen, doch undurchsichtig für meinen Blick und undurchsichtig für den Einzelnen manchmal auch. Ankommen wird jedoch auch der Absichtslose; Wege führen immer an ein Ende, auch wenn es scheint, dass niemand dorthin gehen will. Die Menschen sind undurchsichtig, stehen in sich um die Ecke für den Blick von Aussen. Für den Blick von Innen sogar auch. Diese Undurchsichtigkeit der Einzelnen passierte meinen gemütlichen Sitzplatz an der Bahnhofstrasse in einer Vielheit und Vielfalt, dass einem das Sehen und Staunen vergehen konnte. Dazu kam noch diese Undurchsichtigkeit zu den anderen Strassen hin, zu den Bahnhofstrassen anderer Dörfer und Städte, zu all den Bänken, auf denen ich nicht sitzen konnte; zu all den Menschen und Wegen, die früher gingen und begangen wurden, auf ein Ende hinführend, das vor meinem Anfang liegt. Grosse runde Welt. Ihre Nach-Aussen-Gekehrtheit täuscht; es ist, als würden die kleinen Häuschen und schmalen Strässchen alle leer sein, das eigentliche Leben sich in der Kugel drin abspielen, in sich gekehrt, abgesondert, im Grunde einsam. Und einsam auch im Umgang mit dem Anderen. Vielleicht ist es ein Umgang um den Anderen - im Umgehen ihn belauernd, spähend, ob wohl ein Schlüsseloch in seiner Undurchsichtigkeit zu finden wäre. Später hatte ich ein gleiches Gefühl bei längeren Fahrten mit dem Zug - als wenn sich der Eindruck dort an der Bahnhofstrasse nun in den Zug gesetzt hätte und sich auf den Wegen in der Welt wiederfinden wollte. An wieviel Dörfern, Städten, Wäldern fährt man nicht vorbei! An wieviel Dörfern, Städten, Wäldern fährt man nicht vorbei? Wieviel können wir halten, fassen von dieser Vielfalt? Sie fliesst uns davon, sie überfließt und überflutet uns. Sintflut. Das alles gibt es also. Doch was soll ich denn damit; ich kann nichts halten. Und ich komm nicht in den Kern hinein. Das alles gibt es also und ist undurchsichtig.

2 Warum betrifft uns diese Stimmung so; sie könnte uns doch auch gleichgültig antreffen. Wir haben doch genug mit uns zu tun. Unsere Saiten aber sind auf eine Art gestimmt, dass uns diese Vielheit fasziniert, bezaubert. Sie interessiert, sie beschäftigt uns; wir möchten ihr begeben. Doch so einfach ist das nicht. Die Vielheit ist zu viel für uns; wir können sie nicht fassen. Die Welt ist wie ein grosser, dunkler Wald; undurchsichtig in seiner unendlichen Vielfalt. Wir sehen vor lauter Dinge die Welt nicht mehr. Sie ist doch mehr als die Vielheit ihrer Dinge; sie ist die Einheit dieser Dinge. Das Wort "Welt" ist zusammengesetzt aus "Wer", der Mensch (wie in Werwolf), und "alt", das Wachsen (wie in altern). Die Welt ist also das Wachsen des Menschen. Was wächst aber am Menschen? Schon auch sein Körper, seine Erfahrung, sein Wissen; dieses Anwachsen scheint aber eher dafür nützlich zu sein, um den Bedrohungen der Welt zu entgegen. Bedeutet sein Wachsen nicht, dass er mit der Welt zusammenwachsen möchte? In ihrer ganzen Vielheit? Die Welt bedroht uns aber

mit ihrer Vielheit. Sie macht uns Angst wie ein grosser, dunkler Wald. Ist diese Angst nicht ein Ausdruck unserer Sehnsucht nach Einheit? Nach einer Einheit, die doch nur Ewigkeit sein kann, die alles in ihre liebevolle, gerechte Ordnung fasst. Die Ewigkeit ist ganz nah; sie gönnt uns diese Ordnung schon hier als Zeit. Denn die Zeit in ihrem Fluss schenkt uns Teil um Teil der Vielheit hin auf unseren Tisch als Mahlzeit, die Schicksal ist. Um der Begegnung in der Gegenwart Raum und Aufmerksamkeit zu gönnen, verbirgt die Zeit einen ganzen Teil der Vielheit in die Vergangenheit und Zukunft. Dort ist sie dann verborgen, aber auch geborgen. Denn die Ewigkeit durchwirkt als Zeit die Welt. In der Ewigkeit ist alles hier geborgen, wie ein Schatz, der im Silbersee der Seele schlummert, dort schon ganz geborgen, aufgehoben ist. In der Gegenwart der Zeit steht der Mensch; er ist dort lebendige Grenze. An eine Seite grenzt das Verborgene - Zukunft und Vergangenheit. In diese Richtung kann er hoffen, glauben, lieben, sich erinnern. An die andere Seite grenzt die sinnlich offenbare Gegenwärtigkeit.

Grenzen können aber auch geschlossen werden, so dass der freie Fluss unterbrochen, Begegnung und Austausch verunmöglicht wird. Die Grenze ist wie eine Haut: in einem Sinne schützend, so dass eine eigene organische Mitte gewahrt wird und ein Zusammenhalt als Identität bestehen kann. Doch die Haut pflegt auch Austausch, ist Verbindung von Innen und Aussen. Ihre Poren muten wie Fenster an, durch die Nahrung hineingereicht und die schmutzigen Teller wieder herausgestellt werden. Und ist die Haut nicht auch eine grosse Wiese zärtlicher Begegnung - wie ein Tisch, an dem seelische Nahrung geteilt wird? Wir können streicheln, aber auch streichen, ablehnen, zurückweisen, verdrängen. Das Durchgestrichene ist dann abwesend in unserem Wahrnehmungsfeld. Wir sind es zuerst einmal los - und das ist auch gut so manchmal. Denn wer erträgt schon die ganze Vielheit? Sie würde uns ertränken in ihrem Überfluss. Wir müssen auswählen, ordnen. Mit diesem Ordnen weisen wir den Dingen der Vielheit einen Ort zu in unserer Welt, so dass sie ihre Bedrohlichkeit verlieren. Und manchmal - oder sogar oft - liegt dieser Ort in der Verborgenenheit. Wir scheinen sie dann dort vergessen zu haben, aus unserer Erinnerung verdrängt und gestrichen. Alles ist aber an seinem Ort und wartet auf uns; es mag uns nicht so recht verlassen. Nach dem Kreuz als Zeichen des Durchgestrichenen scheint uns stets eine Auferstehung zu drohen. Auferstehung ist ein Zeichen der Ewigkeit. Sie kann hier nicht gegenwärtig sein. Sie kommt als Traum zu uns, beschenkt uns als Überraschung, als Ausnahme. Sie ist kein Gesetz dieser Welt, sondern der Durchbruch einer anderen Welt. Doch was steht denn auf, wenn die Ewigkeit durchbricht? Ist es nicht diese Welt, unser Leben hier, unsere Begegnungen und Hoffnungen hier? Es steht auf, was in dieser Welt gelegen hat; was uns an dieser Welt gelegen ist. Die Verborgenenheit beschäftigt uns: Zukunft und Vergangenheit. Wir hoffen und erinnern uns. Doch auch das Offenbare beschäftigt uns, die Gegenwart, in der wir leben. Was haben wir denn zu schaffen mit dieser Vielheit? Machen können wir sie ja nicht; sie ist bereits da und tritt an uns heran. Das Beschäftigtsein mit der Vielheit scheint etwas mit dem Schaffen von Ordnung zu tun zu haben. Oder mit Unordnung und Verwirrung. Thora und Babylon. Daniel Ambühl schrieb einmal: "Sagt nicht Chaos zur Vielfalt!" Das ist richtig. Doch die Vielfalt darf auch nicht in Babylon wohnen, wo sich niemand mehr versteht. Dort wird nur mehr die Unterscheidung kultiviert, die Abgrenzung. Das ist gut und wichtig; nur der Sonderbare ist ein Mensch. Doch soll es eine Trennung zur Verbindung sein - so, wie es das fünfte hebräische Zeichen "He" ausdrückt, als Zeichen des Kindes, des erhofften Lebens: als Kind Mann und Frau verbindend; als

Hoffnung Verborgenes und Offenbares. Das "He" heisst "Fenster"; es sieht als Schriftzeichen aus wie ein geschlossener Raum, der aber ein Fenster hat. Gesondert, aber offen zum Anderen hin, das uns zuruft: "He, Du!" und dem wir dann mit zarter Freude zurufen: "He, Du!" Und ist die Schöpfung nicht auf diesem Fundament und als dieses Geheimnis geschaffen worden, dass diese Freude des Zusammenkommens möglich sei? Leben könnte sein so. Habe ich mich an der Bahnhofstrasse nicht still danach geseht, einem dieser vorbeigehenden Undurchsichtigen zuzurufen: "He, Du, ich bin da, und ich hab es doch gesehen, Du bist dort." "Und nun?" "Nichts, ich wollte es nur sagen. Es hat mich gefreut." Und hab ich im Zug nicht aus dem Fenster geschaut und gehofft, dass die Stille dieses Ortes und jenes Ortes in meine Bewegtheit hineinstiege, ganz innig würd in mir, nicht verstreut auf dem weiten Feld des Vorbeizogenen, sondern gesammelt in meinem "Da" und in der Freude meines "So". Wir wären doch dann zusammen. Und wäre dieses Zusammensein nicht Same vom Baum des Lebens, der schon ist und dann auch wachsen könnte, zusammenwachsen könnte mit unserem Lebensgefühl des "He", des gehofften Lebens? Denn wir wissen, der Zug fährt weiter, die Bahnhöfe, an denen andere Sehnsucht sitzt, ziehen vorbei, unberufen, unbeantwortet. Das Zusammenwachsen mit der ganzen Vielfalt des Daseins, des Irgendwoseins, des irgendwann Werdenden und Gewesenseins, das Zusammenwachsen ist nicht wirklich möglich hier, ist nicht wirklich hier. Oder sehen wir die Wirklichkeit immer zu einseitig? Ist sie etwas, das auch eine andere Seite hat? Die Welt und die Menschen in ihr sind doch undurchsichtig. Wir erwarten stets Dünkel hinter dieser Undurchsichtigkeit. Vielleicht, wer weiss es schon. Könnte dahinter nicht auch diese andere Seite verborgen sein? Und könnte dort dieses Zusammenwachsen nicht bereits geschehen? Verborgenen, weil dieses Zusammensein nicht begreifbar ist, weil es nicht begriffen sein will; weil dieses Zusammensein dort etwas derart Schönes und Wunderbares ist, dass wir es nicht fassen könnten. Wer erträgt schon Wunder? Jesus antwortete auf das Begehren nach Zeichen und Wunder mit dem Hinweis auf das Zeichen und Wunder Jonahs: das ist die Verborgenheit. Denn genauso wie Jonah drei Tage im Bauche des grossen Fisches verborgen war, wird auch Jesus drei Tage im Grab seines unbegreiflichen Todes verborgen sein, und genauso ist doch auch die Erlösung, die schon ist - das Zusammensein - verborgen noch unter der Oberfläche des Undurchsichtigen, träumend im Schutz geschlossener Augen.

3 Was bleibt, ist die Oberfläche, die Haut. Ist sie nicht auch Grenze wie der Mensch? Werfen wir nicht den Kern weg, wenn wir einen Pfirsich essen? Wir werfen ihn in die Erde, wo er wieder wächst. Er ist dort Same für neues Fleisch. Der Same ist doch der in die Erde gefallene Himmel. Und dort wächst er heran zu Fleisch, wächst er in das Fleisch hinein, wächst mit ihm zusammen. Das Fleisch des Pfirsichs ist deshalb doch auch der fleischgewordene Same, der fleischgewordene Himmel. Das Gewordene des Himmels, des Kerns und Samens schmeckt uns in seiner Süsse und Saftigkeit. Friedrich Georg Jünger beschreibt in seiner Erzählung "Pfirsiche", wie sich ein kurzgemeintes Liebesabenteuer ganz unversehens sehnt nach dem Zusammenwachsen, nach der Langsamkeit eines Sich-Kennenlernens, nach Dauer und ihrer Treue. Die Liebe sehnt sich nicht nach dem Kern; sie hat und ist ihn schon. Nein, sie sehnt sich nach dem Fleisch, nach dem Saft des Pfirsichs und seinem weichen Rund, wie er in der Hand dann liegt wie die ganze Welt. Dieses Fleisch beschäftigt uns, diese Oberfläche. Sie ist undurchsichtig zu ihrem Kerne hin; er möchte verborgen sein, denn er weiss, er ist schon allenthalben. "Das alles gibt es also." Das ist das erste Motto, das Ernst Jünger seinem Buch "Das Abenteuerliche Herz" voranstellt. Er staunt

darüber, dass etwas da ist und freut sich. Er sagt nicht: "So ist es also." Nein, denn das möchte er wie ein intimes Geheimnis als Geschenk erhalten. Und auf das Vertrauen in dieses Geschenk weist er uns im zweiten Motto dieses Buches hin, ein Zitat von Hamann: "Den Samen von allem, was ich im Sinne habe, finde ich allenthalben." Was wir im Sinne haben, ist dieses Fleisch, ist die Oberfläche, die Haut, die wir streicheln möchten, mit ihren Poren als Fenster, aus denen Ersehntes ruft: "He, Du, da bin ich, zusammen schon mit Dir, doch dies soll verborgen sein. Ich möcht mit Dir zusammenwachsen. Ich weiss doch, im Streicheln streichst Du Dich, streichst Du auch den Wunsch, selber Haut zu sein, die auf meine Hände wartet."

4 Wenn wir die Vielfalt des anderen Menschen und der ganzen Welt nicht in Babylon wohnen lassen, dann sehnen wir uns nach dem Zusammenwachsen mit ihr. Wir wollen verstehen, und die eine Sprache jenseits von Babylon ist doch die der Freundschaft, der Liebe. Diese eine Sprache versteht, in ihr blüht Freundschaft auf. Und wenn wir dieses Blühen - wie im Garten Eden - schützen, pflegen: kultivieren, dann könnte Kulturschaft sein; Zusammenwachsen mit der ganzen Fülle unserer Welt. Doch es ist einfach so nicht möglich. Wer erträgt schon die ganze Fülle der Welt auf einmal? Wer kann sich schon mit allem gleichzeitig beschäftigen? Beschäftigung und Vielfalt sind aufeinander hingebordnet, einander zugeordnet. Beide haben etwas mit Ordnung zu tun. Die Vielfalt trägt eine Ordnung in sich, wie das Chaos doch auch schon eine Ordnung in sich trägt. Daniel's Satz stimmt immer noch: "Sagt nicht Chaos zur Vielheit." Denn im Aussprechen, durch das Wort wird eine Ordnung sichtbar, in die die Vielheit gestellt ist. Diese Ordnung nennen wir Zusammenhang. Der Zusammenhang erst macht ein Zusammenwachsen möglich. Dadurch, dass ich am anderen Menschen hänge, an der Welt und ihren vielfältigen Ausdrucksformen hänge, sehne ich mich danach, mit ihnen zusammenzuwachsen. Und dort, auf der anderen, verborgenen Seite, sind wir doch schon zusammen. Die Ordnung kommt von dorthier. Es ist die Ordnung des Zusammenseins, die für das Zusammenwachsen Gründe legt. Jede Beschäftigung ist auf die Vielheit ausgerichtet. Sonst wird's uns langweilig, werden wir mit der Beschäftigung, die wir auszuführen haben, einfältig. Fließband. Doch wir suchen ein anderes Band, das die Vielfalt nicht einfach an uns vorbeiziehen lässt, noch einen Handgriff von uns abverlangend, sondern uns mit dem Anderen verbindet, ein Bund mit ihm erlaubt, der das Fliessen der Zeit bändigt, Dauer schenkt und Treue. Auch hier wieder Zusammenhang, der Zusammenwachsen möglich macht. Beschäftigung ist auf das Schaffen von Ordnung ausgerichtet. Denn dann ist erst eine Begegnung mit der Vielfalt möglich, die uns weder in der Sintflut des Anwesenden versinken lässt, noch uns in ein babylonischen Unverständnis gegenüber dem Gestrichenen, dem Abwesenden, verbannt. Ordnung können wir jedoch nicht selber schaffen; sie ist bereits da, wie die Vielfalt. Beschäftigung ist als das Schaffen von Ordnung Pflegen und Schützen: Kultur. Sie ist der Vollzug der Sehnsucht nach dem Zusammenwachsen. Doch es ist auch möglich, dass der Mensch an einen Punkt kommt, wo er diese Sehnsucht nicht mehr ertragen kann. Vielleicht wird er ungeduldig, will sofort Ergebnisse sehen, und zwängelt, zwingt dann auch. In der Kultur liegt stets die Gefahr von Kain, der Ordnung durch eigene Leistung schaffen will. Alle Kultur ist geprägt von diesem Verhältnis von Kain und Abel. Jede Kultur benötigt deshalb einen Begriff von Kain und Abel, so dass die Brüder versöhnt sein können. Es mag ein Traum sein; diesen Traum könnte man Kulturschaft nennen: Freundschaft von Kain und Abel als Kultur.

Sommer 95 Grenzgänge

Eine grosse Hitze brannte in der Stadt. Zwei Monate fiel kein Regen auf Berlin. Heisse, staubige Morgen, wolkenloser Himmel. Brütend von früh bis spät. Die T-Shirts klebten an der schweissnassen Haut. Der Mauerstreifen war versengt, die Gräser früh verdorrt. Nur dichte Büschel der Brennessel ragten wie sattgrüne Flammenbündel in den Himmel, und die wilde Möhre schien unberührt vom Mangel an Wasser. Ihre Pfahlwurzel reichte in tiefe Schichten des sandigen Bodens. Mit saftigen Blättern und kräftigen weissen Doldentellern erzählte sie von ihrem Fund. Ein Schmetterlingsjahr. Die Gaukler der Wiesen flanierten in grosser Zahl über das Wiesenband zwischen dem Nordbahnhof im Süden und dem Volkspark im Norden. Eine zwei Kilometer lange und fünfzig Meter breite Paradewiese für die sonntäglich gekleideten Distelfalter, Tagpfauenaugen, Bläulinge, Weisslinge und kleinen Füchse. Vom schweren, betörenden Parfum angezogen, bildeten die Falter dichte Schwärme um die drei violetten Sommerfliederbüsche. Ein grosses Gedränge herrschte an diesen Nektar-Imbisstuben im Schatten der geschlossenen Baumreihe, vor welcher einst die Mauer stand. Durch das Spalier der Ahorne drangen die Geräusche des Verkehrs auf der Bernauerstrasse. Vorbeiziehende Trommelwirbel der Räder auf der groben Steinpflasterung. Unbeeindruckt davon war dieser ungenutzte Streifen Land, die Brache, mit ihrem Leben beschäftigt. Ein vielfältige und abwechslungsreiche Wiese war auf dem kargen Boden entstanden. So dankt die Natur für die Zurückhaltung des Menschen mit Gaben ihrer Heilkräuter. Unbeachtet sprudelte dieser stille Reichtum aus dem Einschnitt, der Wunde in den Wohnquartieren der Grosstadt und inmitten der hektischen Baustellen mit ihrem Gespinst von Gerüsten und Bohrtürmen. Die Kräne fuchtelten mit ihren Armen, als wollten sie uns darauf hinweisen, dass die Fundamente für die neue Stadt da im Sand des Schwemmlandes verankert werden sollen und dass dies doch zwecklos sei? Ist es dieser verzweifelte Hinweis, der uns krank macht? Könnte uns die Wiese etwas darüber erzählen? "Alle Wiesen und Matten, alle Berge und Hügel sind Apotheken." Paracelsus ahnte die verheerenden Auswirkungen des Bildersturmes, der durch die Reformation fegte. Niemand traut heute mehr dem Segen der Wiese in ihrem Reichtum an heilenden Bildern. Hätten die im zerrissenen Berlin Leidenden doch das Johanniskraut auf dem Grenzstreifen wenigstens angeschaut! Die Gänge in die Lagerschuppen der Medizin wären ihnen erspart geblieben. Wer aber will Heilung als Geschenk? Damit ist über den Ausgang der Vertrauensfrage in der Reformation viel gesagt. Die Bilder wurden nicht mehr als heilig angesehen; darum mussten sie weg. Wenn die Augen das Verborgene nicht mehr ahnen wollen, müssen sie geschlossen werden. So verlor nicht nur die Wiese, sondern auch die Kirche im Umbruch die Kraft der Lebensbilder ihres Glaubens, im tiefen Schnitt zwischen Bild und Wort. Zeichen eines Missverständnisses: die Scheu, selber Bilder der Ewigkeit zu machen, hebt die ahnungsvolle Freude an den uns geschenkten Bildern aus Natur und Wort nicht auf. An diesen Grenzstreifen, in diese heilende Wunde führten mich meine Füsse auf meinen ausgiebigen Spaziergängen. Eine wohltuende Einsamkeit schützte die Grenzlinie. Eine Müllhalde wurde sie genannt. Vershandeltes Schandmal. Die Passanten trauten sich nicht, in die Augen zu schauen; lieber wollten sie nicht in die Hundehaufen treten. Der Mauerstreifen wurde gemieden. Das bekam ihm gut. Grosses geschieht abseits des Rampenlichts, in dämmrigen, unbeachteten Ställen. Zeugen der Freude dieser Brache waren Hunde, die da ihre Notdurft verrichteten und ihre Herrchen an der Leine zum unnützen Grenzstreifen führten. Selbst der niedrigste Instinkt trägt noch Hoffnung. Die

Herrchen zog es nicht zum Grenzstreifen; ihre Hunde zogen. Der kleine Schritt vom Trotz zum Trost wird leicht verpasst, wenn die Türe verschlossen bleibt, die Blicke nach Innen gehen und der Wiese nicht aufgetan wird, auch wenn sie mit ihrem Reichtum als froher Botschaft anklopft. Vielleicht scheint das Brachland der Vorstellung, die uns weismachen will, dass auf dem Grenzstreifen nichts zu finden sei, begehrenswerter als das prächtige Brachland Wiese selbst. Der Schein mag trügen. Die Sonne nicht. Azita war im siebten Monat schwanger. Die Glut der Mittagszeit machte ihr zu schaffen. Nur in frühen Morgenstunden oder zur Nachtzeit konnten wir gemeinsam unsere wiesenschaftlichen Streifzüge unternehmen. Ich zeigte ihr den einsamen Strauch des Wermuts, dessen Geruch sie über alles liebte. Ihr Duft liess nicht ahnen von der giftigen Bitternis der Pflanze. Dann führte ich sie zu dem Ort, wo ich tags zuvor in einer Ansammlung wilder Möhren die Raupe des Schwalbenschwanzes entdeckt hatte. Fixpunkt in den Ausflügen war aber ein überaus kräftiger und stolzer Brennesselbusch, der sich von den anderen unterschied durch seine tiefgrüne Farbe. Wie eine Oase sass er in einem Nest dürrer Grases am Rand des geteerten Gehwegs. Der Knospe, die in Azitas Bauch heranwuchs, erzählten wir dann gemeinsam von den Raupen des Tagpfauenauges und des Kleinen Fuchses, die hier aus ihren Eiern geschlüpft waren. Dann kehrten wir in unsere Wohnung zurück, die sich keine hundert Meter vom Grenzstreifen entfernt an der Strelitzerstrasse befand, im früheren Osteil der Stadt. Mein Atelier befand sich da, im Erdgeschoss der Hausnummer 21, genau unter unserer Wohnung. Es glich damals einem Zoogeschäft. Überall standen Holzkästen, die mit Glaswänden versehen und mit Gazetuch abgedeckt waren. In den Gehegen wimmelte es von Raupen, die sich emsig und unersättlich über die angebotenen Brennesselschosse hermachten. Die Malerei war vorübergehend eingestellt. Die Farbtuben und -dosen setzten schon Staub an. Verdutzt schauten sie von den Gestellen: "Was soll das?" "Was hat das Ganze mit uns zu tun?" Zunächst hatte die Zucht der Schmetterlinge aber durchaus noch mit Malerei zu tun. Schon früher hatte ich zuweilen die Raupen des Kleinen Fuchses aufgezogen, ihre Verpuppung, ihr Ausschlüpfen und ihr Davonfliegen beobachtet und dabei festgestellt, dass der frisch geschlüpfte Schmetterling vor seinem Abflug ins neue Leben eine Flüssigkeit ausscheidet, ein einzelner Tropfen nur. Beim Kleinen Fuchs hatte er meist eine tiefrote Farbe, wie von einem schweren Bordeauxwein oder wie dunkles Blut. Blut war es aber nicht, da das Insektenherz eine klare Lymphflüssigkeit durch die Adern pumpt. Der Tropfen war Mekonium, Puppenharn. Der Falter schied darin alles aus, was er als Schmetterling von seinem früheren Raupendasein nicht mehr brauchen konnte. Der Farbstoff, der im Puppenharn enthalten war, stellte sich bei meinen Versuchen als sehr gut lichtbeständig heraus. Und ich dachte, dass es ein schönes Geheimnis sein könnte, einmal mit diesem Puppenharn als Tinte einen Brief zu schreiben oder ein Bild zu malen. Vielleicht schauten die Farbtuben deswegen eifersüchtig in den Raum, der mehr und mehr das Aussehen und den Geruch eines Stalles annahm. Auch wurde ich zunehmend in die Rolle des Bauern gedrängt. Die Tauben, die ab und an auf dem Fensterbrett vor dem Atelier landeten, werden sich gewundert haben. Der Hunger meiner Raupenkühe war beträchtlich. Zur Sicherung des Nachschubs an frischem Brennessel waren tägliche Erntezüge unerlässlich. In deren Verlauf wurde neue Entdeckungen gemacht, von weiteren Kräutern, weiteren Raupen, neuen, anderen Geschichten. Schliesslich züchtete ich einen Bläuling, zwei Distelfalter, dutzende Raupen des Landkärtchens und C-Falters sowie mehrere Generationen der Raupen des Tagpfauenauges und des Kleinen Fuchses. Ein kleines Büchergestell für die entsprechende Fachliteratur wurde in Eile eröffnet, neue Ordner

angeschafft, aber nichts ordentlich darin abgelegt. Mein Stolz aber waren die neun Raupen des Schwalbenschwanzes. Stolz war ihnen angemessen, da sie zu einem grossen gelb-schwarzen Ritterfalter ausschlüpfen würden mit gebogenen Flügelhinterenden, die ihm den Namen geben. Das alles gibt es also in Berlin Mitte. Die bulligen, rund sieben Zentimeter langen Tiere haben einen bedächtigen Gang, wie von einem Elefanten, die Zeichnung aber eines Tigers: gelbschwarze Streifen auf grünem Grund. Bei Bedrohung können sie aus einer Hautfalte über dem Kopf eine orange, stinkende Nackengabel ausstülpen, die an ein Hirschgehörn erinnert. Die "Rüebli-raupe" - wie sie in der Schweiz heisst, weil man sie zuweilen auch auf den gezüchteten Karotten findet - besitzt ein ruhiges Gemüt. Die meiste Zeit über scheint sie zu dösen. Wenn sie aber erwacht, verschwinden im Nu grosse Dolden und Fruchständer der wilden Möhre in ihrem schwarzen Gemüseschredder. Über die Beobachtungen führte ich detaillierte Aufzeichnungen, wenngleich sie keineswegs wissenschaftlich genannt werden dürften. Es ging nicht um das Messbare, Zählbare, nicht um das Funktionieren, sondern immer um die Gleichnishaftigkeit des Beobachteten. Die Fragen lauteten: "Wofür steht das Bild der Häutung im Menschen, wofür die Suche nach einem Unterschlupf, wofür die Verletzlichkeit in diesem verharrenden Warten; wofür steht das Abstreifen eines alten Kleides und das Erscheinen des Neuen darunter?" Bei meinen Grenzgängen ging es um die Beschreibungen des Vorgefundenen in seiner Gestalthaftigkeit. Inventar kann man in Apotheken machen. Auf den Wiesen Wiesenschaft. Den Naturschutz brauchte ich nicht zu rufen, damit ein Reservat errichtet würde. Die Natur kennt ihre Wege. Wir beleidigen sie, wenn wir uns anmassen, sie schützen und am Leben erhalten zu müssen. Dann zieht sie sich zurück. Ohne menschliches Zutun ist die Natur in den Grenzstreifen gekommen. Von da vertrieben, wird sie anderswo ihre Nische finden. In den ersten Augusttagen wurde mein Forschen und Beobachten zunehmend fieberhaft. Es wurde mir immer klarer, dass das Ausschlüpfen der ersten Schmetterlinge just in die Zeit fallen würde, die für die Geburt unseres Kindes berechnet war. Azita war im neunten Monat ihrer Schwangerschaft. Wegen der grossen Hitze konnte sie das Haus kaum mehr verlassen. Unsere Ungeduld, unsere Vorfreuden, Hoffnungen und Sorgen kletterten in die Nähe des Siedepunktes. Der Geburtsvorbereitungskurs war schon absolviert. Ich konnte sehr gut empfinden, was da in den Puppen vorging, die nun zu Dutzenden an den Deckbrettern der Raupengehege hingen. Dann geschah etwas Schreckliches. In einem Gehege des Kleinen Fuchses hatten sich alle Raupen bereits verpuppt. Nur eine kroch noch müde umher und machte keine Anstalten, sich auch zur Verpuppung zu begeben. Diese Raupe frass mutterseelenalleine weiter an den Brennesselblättern, und sie wurde auch nicht durch die Unruhe erfasst, die auf die Verpuppung hindeutete. Ein Rätsel war diese Einzelgängerin auch deshalb, weil sich Raupen aus gleichem Gelege in fast minutengenauem Rhythmus entwickeln, zur gleichen Stunde sich häuten, und wie auf unhörbares Kommando von ihren Futterpflanzen fliehen, um sich zu verpuppen. Ich nahm deshalb zunächst an, es müsste sich um eine Raupe aus einem anderen Gelege handeln. Selbst dies aber schien mir sehr unsicher, denn die Rhythmen der Übergänge, der Häutungen und Verpuppungen sind auch mit den Raupen anderer Schmetterlinge, anderer Herkunft und anderer Generationen der eigenen Art abgestimmt. Verpuppt sich das Tagpfauenauge da, häuten sich die Kleinen Füchse dort. Was also war in diese Raupe gefahren, die sich gegen alle Erkenntnisse als Ausnahme gebärdete? Zweite Tage später wurde die Raupe dennoch von der Verpuppungsunruhe erfasst. Sie hetzte aufgeregt, ohne zu fressen, kreuz und quer durchs Gehege auf der Suche nach einem

geeigneten Platz zur Verpuppung. Schliesslich fand sie sich dort ein, wo ihre Brüder und Schwestern schon seit geraumer Zeit als Stürzpuppen von der Decke des Geheges hingen. Sie begann - wie alle anderen auch - am Holz der Decke ein kleines Gespinst anzubringen, um sich da mit dem Fuss zu verankern, liess sich aber nicht in Hängeposition fallen. Mit dem letzten Beinpaar im Ankergespinst verharrte sie an der Decke. Einige Stunden später kam ich wieder in mein Atelier. Die Einzelgängerin war noch immer nicht verpuppt. Aber etwas anderes tat sich da: Zwei Dutzend kleine, weisse Maden durchbohrten die Haut der Raupe und krochen heraus. Gleich neben dem von Innen aufgefressenen, nun mageren und schlaffen Körper der noch lebenden Raupe hüllten sich die Maden in ein schaumartiges Gespinst und verpuppten sich sogleich. Schrecken und Faszination des Horrors. Eine Schlupfwespe hatte Eier in die Raupe gelegt; diese wurde lebendigen Leibes aufgefressen und wartete nun in Agonie auf ihr Ende. So hatte ich mir die Auflösung des Rätsels nicht gewünscht. Soviel ich auch wusste über die Natur: dies überstieg die Schwelle des Verstehenkönnens und Verstehenwollens. Eine Wut packte mich. Ich nahm die leblose Körperhülle der Raupe mitsamt den Gespinsten der Schlupfwespenmaden und warf sie aus dem Fenster. Noch als die ersten Schmetterlinge heil ausschlüpften, ihren Puppenharn ausschieden, noch als die ersten Kleinen Füchse durch das Fenster aus meinem Atelier ins Freie flogen, war der Schrecken nicht verflogen. Die Frage, die aus dem Schrecken drängte, hiess: "Was ist ein Gleichnis?" In den Tagen banger Erwartung des Einsetzens von Azitas Wehen war diese Frage nicht ohne Bedeutung. Der Geburtstermin rückte näher. Wofür war das Beobachtete Gleichnis? Die Distanziertheit zwischen mir und dem Beobachteten, die Distanz zwischen mir und dem Gleichnis verschwand. Der Schrecken frass sie auf. Am 16. August schlüpfte der erste Schmetterling der neuen Generation aus, ein Kleiner Fuchs. Das Gleichnis erzählt nicht von der Realität. Es erzählt von einem verborgenen Geheimnis. Alisha kam am 27. August heil zur Welt.

Verdünnung Versöhnung mit der Untreue

Verdünnung: Die Versöhnung mit der Untreue

Thomas Primas

Herbst 1995. Die Bäume legen die bunten Kleider ihrer Lebensblüte ab, stehen nackt da. Im Herbst steigt eine Ahnung des Unterganges auf, die auf ein Geheimnis der Natur hinweist: Werden und Vergehen. Doch im Herbst vergeht nicht nur die unmittelbare Kraft des saftigen Blühens; immer wird im Vergehen auch etwas. Die Ahnung des Unterganges lässt eine Reife wachsen, die im Zurücklassen des Alten Raum gewinnt. Doch ist es eine Täuschung, dass das Alte einfachhin zurückgelassen wird. Es verbirgt sich in das Innere dieser Nacktheit, um in dieser Verborgenheit Kraft zu schöpfen für die Auferstehung im nächsten Frühling. Denn ist es nicht so, dass alle Kraft aus dieser Verborgenheit, aus diesem Urgrund des Seins geschöpft wird? Im Winter scheint alles Werden zu ruhen, sich ins Schweigen zurückgezogen zu haben. Der Herbst bereitet auf diese Ruhe vor, schafft die nötige Reife für eine Begegnung mit dem Verborgenen. Diese Begegnung lässt auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenkommen, so dass der Fluss der Zeit verlangsamt wird, fast aufgehoben. Die Ahnung des Unterganges ist immer auch eine Nähe zur Ewigkeit. Von dort kommt Heilung zur Auferstehung von der Krankheit zum Tode. Die Homöopathie mag einen erinnern an den Herbst, an die Ahnung des Unterganges. Das unmittelbare Blühen der Natur fällt ab, zieht sich in das Innere der Nacktheit zurück, die dann äusserlich zurückbleibt. Doch das Blühen ist nicht einfachhin vergangen; es hat sich in die Nacktheit des Alkohols verborgen. Solange verdünnt, bis es verschwunden ist, ist es doch nicht verschwunden. Es ist in diesem Abstreifen des körperlichen Kleides reif geworden für die Nähe zur Ewigkeit, um von dort her Heilung zu schenken für das Leben hier. Es ist also Herbst 1995, und Daniel Ambühl fragt mich, ob man von diesem Puppenharn, das einer seiner Schmetterlinge ihm in die Forscherhände gespielt hatte, ein homöopathisches Mittel herstellen könne. Nun, es ist natürlich möglich; wir sind uns aber einig, dass uns dies nicht als Mediziner interessiert, sondern wie kleine Kinder auf dem Schooss des Grossvaters, die gespannt auf die Geschichte hören, die er uns in seiner Ruhe und Nähe zur Ewigkeit erzählt. Er erzählte, und ich möchte weitererzählen. Der Puppenharn, das Mekonium, die Ausscheidung des gewordenen Schmetterlings kurz vor seinem ersten Flug, ist die geballte Ungeduld des Herzens. Im Mekonium werden alle Gifte, alle Abfallprodukte abgestossen, die sich während der langwierigen Verpuppungszeit angesammelt haben. Was ist aber ein Gift, und was ist im Falle unseres Schmetterlings das Gift, das es zu verabschieden gilt? Jeder Stoff der Welt ist in einer gewissen Masse für ein bestimmtes Leben Gift. Was für das eine Lebewesen als tödliches Gift wirkt, schmeckt dem anderen vorzüglich; was für eine Lebensphase unbekömmlich, ungeeignet und schliesslich vergiftend ist, dient in einer anderen Phase ohne weitere Verdauungsstörungen als Nahrung, als Triebstoff. Es ist das Mass, das entscheidend ist. Es ist das Mass, das einen Stoff als giftig - ungeeignet - oder nahrhaft - geeignet - ausweist. Denn in jeder Phase des Lebens, in jedem Lebewesen ist alles, die ganze Welt anwesend, doch in einer ganz bestimmten Hierarchie der Verborgenheit, in einer ganz bestimmten Masse der Ordnung. Dieses Mass gilt es anzunehmen. Dann ist der Zugang zur Nahrung, nach der man begehrt, nach der man sich sehnt, frei und leicht. Doch der Mensch und mit ihm die Welt ist um der Hauptsache willen geschaffen: der Liebe. Dorthin, wo geschenkte Liebe möglich ist, ist der Mensch gestellt, und dort lauert die Schlange mit ihrem Gift. Es ist stets

das gleiche Gift, stets das Gift der Schlange. Der Mensch ist auf dem Weg, und dort lauert die Schlange. Die Schlange ist vielleicht Ausdruck der Angst Gottes: "Wird es gelingen?" "Wird er mich lieben?" "Wird er meine Liebe spüren?" Doch das Gift der Schlange - wenn es in empfindbaren, homöopathischen Mengen eingenommen wird - ist auch das grösste, letzte Heil-Mittel. Es versöhnt den Menschen mit Gottes grösster Sorge: "Wird er lieben?" Der zu werdende Schmetterling findet sich in seiner Verpuppungsphase in einer äusserst dramatischen Situation. Das würde man ihm nicht ansehen, wie er da so rumhängt. Doch in seinem Innern bläst der Wind und wühlt das Meer auf. Unergründliche Tiefen werden bewegt; der Sturm kippt die letzten Schiffe um, die wie letzte Inseln der Begreiflichkeit als Worte und Geborgenheiten sich in die weite Unbegreiflichkeit hinauswagten. Im vom Sturm zerfetzten Nebel sieht er noch ein Schiff, ein letztes Zeichen des Vertrauens und der Treue. Doch vielleicht war es nur ein Traum, Wunschtraum seiner Sehnsucht nach Trost, ein Gespenst seiner Hoffnung. Das Drama der Verpuppung äussert sich in einer frustrierenden Stagnation. Nichts geht mehr. Der Wille und die Sehnsucht, dass etwas gehe, sind noch da; er spürt doch, dass sich etwas tut, dass sich etwas verwandelt, entwickelt. Er kann es aber nicht sehen. Nichts zeigt sich. Die Mutter spürt, dass sich das Kind in ihrem Innern entwickelt und wächst. Sie wünschte sich, dass Aufblühen des Kindes zu sehen, es anzufassen, zu begreifen. Doch es geht nicht. Es ist noch verborgen und wird sich zu einem bestimmten Zeitpunkt zeigen, geboren werden, ausschlüpfen. Man weiss es, und doch dauert es immer ein bisschen länger, als das eigene Vertrauen, die eigene Geduld hinreicht. Die Geduld und das Vertrauen werden strapaziert, dehnen sich und sehnen sich unermesslich. "Wieviel Geduld wird denn noch verlangt von mir? Ich kann nicht mehr. Ich schmeisse alles hin, gebe auf, werde endlich aktiv, nehme die Sache selber in die Hand." Eine masslose Ungeduld durchwühlt das Herz. Die Raupe ist aber immer noch in ihrer Verpuppung, hängt an ihrem Blatt, kann nichts tun. Diese Ungeduld ist gänzlich ungeeignet für diesen Zustand. Sie ist Gift. Dieses Gift muss ausgeschieden werden. Doch in dieser Situation des völligen Stagnation, der völligen äusseren Bewegunglosigkeit ist sogar dieses "Ausscheiden" ein Tun der Unmöglichkeit. Nichts geht. Man kann gegen die Ungeduld nichts tun. Sie gehört zu dieser Phase. Sie ist äusserster, unmässiger, giftiger Ausdruck der Sehnsucht - der Sehnsucht nämlich, Schmetterling zu werden, frei zu sein von der Erdbindung, zu fliegen, mit der Taube zu sein, erlöst zu sein. Die Ungeduld ist nicht auszuschneiden während dieser Phase. Man kann sie nur ertragen, so gut es geht. Diese Ungeduld kennen wir aus der biblischen Geschichte vom Auszug aus Aegypten. Aegypten ist die Gefangenschaft in der Form, in der Mumie, in der Puppe also auch. Das Versprechen von Gott lautet, dass nach 400 Jahren - einer abgeschlossenen Phase - die Befreiung, die Erlösung aus dieser Gefangenschaft komme. Die Israeliten sind aber ungeduldig. Sie sehnen sich nach dem Gelobten Land. Und als die 400 Jahre um sind, kommen junge, dynamische, ungeduldige Männer zu Mose, ihrem Führer, und verlangen von ihm, nun Gottes Versprechen zu erfüllen und sie aus Aegypten ins Gelobte Land zu führen. Moses aber bittet sie um noch ein wenig Geduld. Die Zeit sei noch nicht ganz reif. Die jungen Männer aber ziehen trotzdem aus Aegypten aus. Sie haben keine Geduld mehr, um zu warten. Und ohne die Führung von Mose gehen sie im Kampf gegen ihre Feinde chancenlos unter. Sie werden vollständig vernichtet. Kurz darauf zieht Mose mit Israel aus der Gefangenschaft aus; es gelingt. In der ganzen Zeit der Gefangenschaft hat sich eine masslose - verständliche, aus Sehnsucht geborene - Ungeduld angesammelt. Jetzt, kurz vor der Befreiung, kurz vor dem Übergang in eine neue Phase, muss diese Ungeduld

ausgeschieden werden; die jungen, kämpferischen, ungeduldigen Männer müssen vernichtet werden. Sie sind die Ungeduld, sie sind das Aufbegehren gegen Gott. Ungeduld ist stets Aufbegehren gegen Gott, gegen das Schicksal: Vertrauenslosigkeit, Untreue gegen sein Versprechen. In Ungeduld, aus Ungeduld wird man böse auf das Schicksal, auf Gott, wütend, anklagend, dass das Versprechen gebrochen wurde. Doch es ist nur die eigene Untreue, das eigene fehlende Vertrauen, von dem man immer ein bisschen zu wenig zu haben scheint, als man gerade bräuchte. Und diese eigene Untreue muss ausgeschieden werden, denn sie gehört zu der Phase, die nun vorüber ist. Das Mekonium ist die Versöhnung mit der Untreue. Diese ungeduldige Untreue gehört zu Israel, gehört zur Seele des Menschen, immer wieder. Sie ist das Gift der Schlange, Ausdruck der Angst Gottes, ob der Mensch lieben werde. Es macht uns krank, dieses Gift der Ungeduld. Doch versuchen wir sie zu verstehen: Da steht einer am Bahnhof und sollte zu einem nahen Zeitpunkt am Flughafen sein. Der Zug kommt und kommt nicht. Er muss noch umsteigen, wird gar noch den zweiten Zug verpassen. Ungeduldig läuft er auf dem Bahnsteig hin und her - fast wie die Raupen vor ihrer Verpuppung. Doch er kann nichts tun. Er kann den Zug ja nicht herzaubern. Er ist absolut hilflos. Er muss warten. Er wird unruhig, möchte am liebsten alle Säulen des Bahnhofes treten, alle Fahrpläne samt derer, die sie ausgeheckt haben, verfluchen, schliesslich auch den, der den Fahrplan der Welt erschaffen hat, zum Teufel schicken - und weiss doch, dass alles nichts nützt. Am liebsten würde er alles hinschmeissen und in alle Ewigkeiten in der Nichtexistenz grollen und schmollen. Doch auch das wird ihm nicht gegönnt. Er will ja sein Flugzeug erwischen. Seine Ungeduld ist masslos und seine Verzweiflung auch. Nun gut, da kommt der Kokon - Verzeihung, der Zug, und er steigt ein. Der Zug schleppt sich dahin, muss auf einen entgegenkommenden Zug warten, fährt viel zu langsam, kommt schliesslich im Umsteigebahnhof an. Der Anschlusszug ist verpasst, wieder warten; die Wut, die Verzweiflung, die Ungeduld, die Verfluchungen steigern sich zur griechischen Tragödie. Agonie befällt ihn. Alles ist gegen ihn: das Schicksal, der Zug, Gott. Der Anschlusszug kommt, fährt verspätet ab; wieder im Kokon drin, kann er wieder nichts tun, dass der Zug schneller fährt. Schliesslich gelangt er zum Flughafen, eilt die Treppe hinauf, erreicht gerade noch den Schalter, die Flügel des Schmetterlings - Verzeihung, des Jumbo Jets, breiten sich aus, es ist alles bereit zum Abflug. Hier ist ein kritischer Punkt in der Geschichte. Nun, angekommen am Flughafen, steigt ein ganz anderes Gefühl auf: er schämt sich, bewusst oder unbewusst. Er schämt sich seiner Untreue gegenüber dem guten Willen des Schicksals, des Zuges, Gottes. Es ist der kritische Zeitpunkt des Trotzes. Das Aufbegehren soll nun verewigt werden. Das Schicksal, der Zug, Gott sollen büssen dafür, dass sie ihn derart gequält haben in seiner Ungeduld, in seiner Untreue. Alle Flüche nun zurücknehmen? Nie und nimmer. Er steigt nicht in das Flugzeug ein, er geht auf die Toilette, und kein Tropfen entrinnt seiner stolzen Blase. In der Nacht ist sie schon ganz aufgeblasen und droht vor Wut und Hass zu platzen. Er kann nicht einschlafen, trinkt noch einen Kaffee, raucht eine Zigarette nach der anderen: "Das kann doch nicht alles gewesen sein in meinem Leben. Ich kann jetzt noch nicht schlafen gehen, ich muss noch etwas tun. Das Leben schenkt dir nichts, du musst es dir nehmen." Nach einer Flasche Schnaps und drei Frauen schläft er doch erschöpft ein, und ein Traum tritt an ihn heran. In diesem Traum verpasst er das Flugzeug, weil er in seiner Eile über das Puppenhaus eines kleinen Kindes stolpert und sich das Bein bricht. Am nächsten Morgen, nach dem Aufwachen, erinnert sich sein brummender Kopf an das Bild: Das Versprechen des Weges ist gebrochen. Er geht auf die Toilette. Das Versprechen ist ein Sprechen, das auf den Weg schickt, das Vertrauen und

eigenes Sprechen fordert. Es ist ein Versprechen um der Hauptsache willen: der Liebe
- und mit der Gefahr des Giftes der Schlange, das mit dem Mekonium ausgeschieden
werden muss.

Verdichtung Die Skulptur

Klammheimlich, während der Beschäftigung mit dem Mekonium und seiner Verdünnung, verdichtete sich eine andere Geschichte: die Skulptur mit dem Namen "Puppenharn". Eine andere Geschichte? Wir werden sehen. Sehen wir uns die Skulptur zuerst einmal an: Sie ruht auf einem Sockel aus Rosenholz. Der Stamm mit den Trieben, Blättern und Blüten der Rose wurde glatt abgesägt. Auf der Schnittfläche ist eine Bronzeplatte befestigt. Sie erinnert an das Harz der Bäume, das aus der Verletzung quillt und beim Austritt an die Luft erstarrt. Geronnenes Blut verschliesst die Wunde. So werden beim Beschneiden und Veredeln von Pflanzen offene Schnitte an Bäumen, Reb- und Rosenstöcken mit Wachs versiegelt, damit keine Fäulnis entstehen kann und die Pflanze nicht an einer Blutvergiftung eingeht. Zum bronzenen Pflaster, das die noch frische Amputationswunde bedeckt, gehören zwei Figuren. Ein Huhn ist da zu sehen, das eben ein Körnchen pickt. Hinter ihm steht ein seltsames Zwitterwesen. Sein Unterkörper ist der eines aufrecht gehenden Sauriers. Zweifellos ein Raubtier, mit seinen zwei muskulösen, an Bodybuilder erinnernden Sprungbeinen mit messerscharfen Krallen und den dazu kontrastierenden nutzlosen, dünnen, kurzen Armen. Der Kopf zeigt aber nicht wie erwartet ein gewaltiges Gebiss, sondern ist von einer Marienstatue. Von Ferne klingen die Gesänge der Sirenen, jener verführerischen Wesen, die ihren Drachenunterkörper hinter den Felsen verbergen, um ahnungslose Seeleute in den Tod zu locken. Ahnungslos hat das Huhn dem Mariasaurier den Rücken zugekehrt. Es scheint taub zu sein, senkt naiv und gleichgültig gegenüber der Bedrohung den Kopf, um Nahrung aufzupicken. Für den Mariasaurier scheint das Huhn eine leichte Beute. Noch aber ist von einem Kampf im Ausdruck der Figuren nichts zu sehen. Der Angriff könnte aber jederzeit erfolgen. Was aber hält den Verfolger zurück? Aus der Mitte der Bronzeplatte ragt ein bleiches Holzstück. Es ist da gleichsam aufgepfropft auf das Rosenholz, aber doch auch von ihm getrennt durch die Bronzeplatte. In groben Zügen erkennt man in diesem Holzstück eine aufrechte, aber eingenickte, in sich versunkene menschliche Figur. Wie eine unvollendete Plastik von Michelangelo schläft das Bild dieses kommenden Menschen noch im hellen, weichen Material. Die Gestalt ist im Holz gefangen, träumt darin von ihrer Befreiung. Die unvollendete Pieta von Michelangelo ist gewiss sein stärkstes Werk: ein Auftrag für ein Bild der noch unvollendeten Auferstehung ist zwar erteilt, die Idee da, aber das Werk bleibt unvollendet. Verstärkt wird darin der Eindruck der Verpuppung, verstärkt aber auch das Versprechen des Kommenden, der Auferstehung. Unvollendetes Unvollendetsein. Wie die Pieta ist die obere Figur des "Puppenharns" noch traurig umahnt vom Unfertigen; sie muss sich aus diesen Fesseln der Ängste und Zweifel erst noch befreien. Die Kraft aber für das Vertrauen in die Fertigkeit, die Erlösung, kommt aus dem Wurzelstock der Rose. Aus dem Nabel der verpuppten Gestalt ragt die Klinge eines Steinbeils. Sie scheint da im Schaft der unvollendeten Pieta befestigt. Schwer und mächtig und in vollendeter Schönheit aus dem Stein gearbeitet, droht die Klinge über den Köpfen der Bronzefiguren. Sie ist in den kleinen Abstand zwischen Huhn und Mariasaurier, letztlich aber auch auf den Einschnitt selbst gerichtet - wie ein Fallbeil. Die Vermutung liegt nahe, dass die Drohung dieses Damoklesschwertes bewirkt, dass der Mariasaurier das Huhn nicht angreift. Ein labiles, und gewagtes Gleichgewicht. Patt droht.

Die Skulptur "Puppenharn" erzählt aber auch noch eine andere Geschichte: die der Materialien, aus denen sie besteht. Die Basis ist Rosenholz. Man ahnt die

überschäumende Kraft, die aus der Verborgenheit eines mächtigen Wurzelstockes in den Stumpf gesammelt wird. Diese Kraft benützt der Rosenzüchter, um dem Trieb einer edlen Rose die notwendigen Naturkräfte zuzuführen. Was hier geschieht, ist ein merkwürdiger Vorgang, die Veredelung genannt wird: Der Rosenzüchter begegnet in seinem Garten einer kleinen, aber herrlich duftenden und in einzigartiger Pracht blühenden Rose. Er hat eine wunderbare Rose gefunden, und er findet sie schöner als alle anderen. Er reisst nun die anderen Rosenstöcke aus und gibt seiner allesgeliebten Wunderrose den Raum: er plant ihre Samen in die Erde seines Gartens und wartet voller Vorfreude. Doch zu seiner Enttäuschung wachsen aus diesem Samen seiner Wunderrose dieselben minderwertigen Rosen, die er vorher ausgerissen hatte. Doch keine Wunderrose! Sie ist dem Gärtner nicht treu. Sein Glück der ersten Begegnung mit ihr lässt sich nicht vermehren, und schon im nächsten Winter könnte sie erfrieren. Der Rosenzüchter hat ein Problem: die schöne Rose ist schwach und unfruchtbar, die gewöhnliche Rose ist stark und fruchtbar; verliebt ist er aber in seine Wunderrose - eine andere bedeutet ihm nichts mehr. Er wünschte sich, dass die Liebe der Wunderrose doch dauern würde - ja, ewig sei. Woher gewinnt er für sie die Kraft, sie zu stärken? Verliebte handeln gemäss der Liebe, und diese schliesst nichts aus. Plötzlich erinnert er sich der anderen Rosen, die er doch auch geliebt. Er nimmt einen Zweig seiner Wunderrose und bringt ihn zu einem starken Wurzelstock. Liebeszweig auf Erdenkraft, die Dauer schenkt. Der verliebte Rosenzüchter beschneidet die kräftigste wilde Rose in seinem Garten. Ein klein wenig über dem Boden trennt er ihre oberirdischen Teile vom Wurzelstock. In den Schnitt propft er einen kleinen Trieb seiner Wunderrose, versiegelt die Wunde und hofft, dass sie zusammenwachsen mögen.

Das Fundament der Skulptur besteht aus echtem Rosenholz. Dies zu betonen ist deshalb nötig, weil "Rosenholz", das in seiner Textur und Farbe in ausgesuchten Möbeln und kunsthandwerklichen Gegenständen verwendet wird, nicht das Holz der Rose ist, sondern von einem begehrten Tropenbaum des Regenwaldes stammt. Es ist also echtes Rosenholz und ein ungewöhnlich mächtiges Stück einer Rose, die viele Jahre lang neben einem Bauernhaus am Zürichberg wuchs. Ein Freund von mir wohnte in diesem Bauernhaus, und als ich ihn im Winter 1985 besuchte und er mir den von Schnee bedeckten Garten zeigte, erzählte er mir von den grossen Mühen, die ihn das Ausgraben des Wurzelstockes und das Zersägen des harten Stammholzes gekostet hätten. Die Kraft der Verankerung hätte nicht nachgelassen, auch als die greise Rose schon tot war.

Die Bronzeplatte wurde zunächst als Form aus Wachs gearbeitet, welches ich über den Stumpf fliessen liess. Dort bildete der Wachs beim Erkalten und Erstarren eine Schicht, auf der ich die Figuren aufsetzte. Der Guss erfolgte nach dem Prinzip der verlorenen Form. Die wächserne Form wurde mit Gusskanälen versehen und dann in einen feuerfesten Gips eingebettet. Der Gips musste nun ebenfalls abbinden, härten. Im Ofen wurde das Stück danach solange erhitzt, bis alles Wachs durch die Kanäle aus dem Gussgips ausgeflossen, verbrannt und verdampft war. Im Gips blieb nun eine Hohlform zurück, ein Negativ der Wachsfigur. Die an diesem Punkt des Vorgangs verschwundene Wachsfigur, die nur im Abdruck ihrer äusseren Begrenzung noch im Gips anwesend war, wurde nun beim Guss durch flüssige Bronze ersetzt. Dann musste die erkaltete bronzene Figur noch aus dem Gips freigelegt werden. Ist dieser Vorgang nicht schon wieder ein Gleichnis der Verpuppung? Bronze ist eine Legierung aus Zinn und Kupfer, eine Mischung, eine Veredelung, die einen gewaltigen Umbruch bedeutet.

Bronzezeit markiert den Übergang vom Jäger zum Hirten, vom Sammler zum Bauern, vom Nomaden zum Sesshaften, vom Unbewussten zum Bewussten, von natürlicher zu selbstauferlegter Begrenzung.

Die Beilklinge stammt aus der Steinzeit, also aus der Zeitepoche, die mit der Bronzezeit zu Ende ging. Es ist ein echtes, steinzeitliches Werkzeug aus Serpentin. Der Zürcher Kantonsarchäologe, der auch begeisterter Taucher ist, schenkte mir die Klinge einst. Er erzählte mir, dass er sie auf dem Grund des Zürcher Obersees gefunden hätte und sie ca. 4000 Jahre alt sei. Ein Mensch hatte sie vielleicht verloren, als er in seinem Einbaum den See überquerte. Die Klinge war vielleicht aus dem Futter des Holzschafes gefallen, der über den Bootsrand lugte. Vielleicht war aber damals das Seeniveau auch tiefer, und am Ort, wo er die Klinge fand, war eine Siedlung.

Das aufgepfropfte Holzstück stammt von einem niedrigen Busch, der auf einer Insel der Malediven wuchs, wo ich einst in den Ferien weilte. Die Figur habe ich damals schon aus dem Ast geschnitzt. Die Büsche und Triebe sind auf diesen winzigen Inselchen im Indischen Ozean bedroht. Salzwasser schadet ihnen, der sandige Boden gibt kaum Nährstoffe und keinen festen Halt, Süßwasser ist Mangelware und die Strahlkraft der Sonne immens und erst noch verstärkt durch die Spiegelung auf der Wasserfläche des Meeres. Der Busch muss sich auf der winzigen Insel vorkommen wie der Trieb der edlen Rose auf dem wilden Rebstock: einsam, und im Blick auf das umgebende, endlose Meer ohne Alternative, ohne Aussicht auf nährreiche, ausgedehnte Landflächen, von denen er deshalb umso intensiver träumt. Diesen Traum habe ich aus dem Holz geschnitzt in Gestalt eines Menschen. Hierin besteht doch der Mythos der Bildhauerei: der Bildhauer muss nichts in den Stein hauen; er muss nur freilegen, was schon in ihm ist. Gross muss die Befremdlichkeit des Busches auf dem winzigen Sandhaufen des vom Untergang bedrohten Inselstaates sein. Eine grössere Welle unterspült seine Wurzeln spielend. Wirkt er nicht mit seinen ledrigen Blättern verletzlich, obschon die Inseln der Malediven auf mächtigen Korallentürmen ruhen, die als über tausend Meter hohe Berge aus den Untiefen des Meeres an seine Oberfläche ragen? Wirkt nicht die Figur zerbrechlich und verletzlich, selbst wenn sie auf diesem kraftstrotzenden Fundament des Rosenstrunkes gepropft ist?

Sommer 96 Begriff und Chiffer

Thomas Primas

Es war ein bösertiger Anschlag auf meine Gemütsruhe, als Daniel Ambühl eines Tages des jungen Sommers die Skulptur auf den Fenstersims hinter meinem Schreibtisch stellte. Da stand sie nun, und ich konnte nicht anders als mit ihr zu sprechen. Doch Antwort gab sie keine; sie hüllte sich in Schweigen. War das eine Antwort schon? Ich habe ein fast blindes Vertrauen in die Kunstwerke Ambühls, dass sie uns auch etwas zu erzählen haben. Blind ist gut: nach einer ersten Betrachtung muss man die Augen schliessen, um das Verborgene zu sehen. Oder wie es Karin Wiedmer ausdrückte: "Die Taube gibt Fernsicht. Von überall in der Welt losgelassen, findet sie den Weg zurück ins Taubenhaus und bringt als Brieftaube ihre Botschaft aus der Ferne nach Hause. Auch für Noah fliegt sie weit und bringt als Zeugnis des sichtbar gewordenen Landes den Ölweig im Schnabel zurück. Allerdings erst beim dritten Mal; täuscht doch oft der erste Blick, weil er zu flüchtig und der zweite, weil er zu genau ist. Erst der dritte Blick ist absichtslos, und ihm fällt das Gesuchte zu." Doch was ist eigentlich das Gesuchte? Was suche ich in einer solchen Skulptur? Sie ist weder aussergewöhnlich schön, noch besonders hässlich. Sie steht aber da und scheint mich etwas zu fragen. Ich wollte eine Antwort von ihr und merke erst, dass sie mir nun selber eine Frage stellt. Ihre Frage jedoch ist noch verhüllt, wie eine keusche Frau in den Gewändern ihrer Geschichte, die sie zuerst erzählen möchte, bevor man sie begreifen darf. Eine Skulptur wie der "Puppenharn" ist eine Chiffer. Sie sehnt sich schon nach dem Begriff, doch dieser muss einen Weg erst gehen, bevor er zu ihr kommen kann. Der Weg ist schön; der Begriff darf nicht ungeduldig sein. Und er soll der Chiffer auf ihren Wegen folgen. In einer Bild- oder Skulpturbetrachtung geht es nicht darum, die Chiffer einfach zu begreifen, einen Begriff dafür zu finden. Wie Mann und Frau sich nacheinander sehnen, sehnen sich auch der Begriff und die Chiffer nacheinander. Eine Chiffer beschreibt und erzählt die Geheimnisse der Welt - in Geschichten und Gleichnissen, in Bildern und Skulpturen. Durch sie versucht man zu verstehen, und verstehen heisst doch: das Stehen an einem Ort aufgeben, auf einen Weg gehen, um eine Mitte, die man ahnt. Gemeint ist damit der Verstand, man könnte sagen: das Denken als Weg. Ein Begriff fasst die geheimnisvollen Verhältnisse der Welt, die sich uns als Chiffren zuerst nähern. Er sucht den vernünftigen Zusammenhang in diesen Chiffren, um sie wahr zu nehmen. Denn Wahrheit bindet uns, fordert den Menschen auf zur Antwort und zur Stellungnahme. Gemeint ist damit die Vernunft, man könnte sagen: das Denken als Ort. Ohne Vernunft gibt es keine Treue und gibt es keinen Ort und Sinn, der uns an sich bindet. Der Begriff trägt die Frage in sich mit, die ihm von der Chiffer angetragen wurde, und trägt sie zu uns Menschen. Das Sehnen von Begriff und Chiffer nacheinander wird nun klarer: sie brauchen sich, um nicht leer und unerfüllt zu sein. Wenn die Chiffer keinen Begriff mehr findet, wird sie zum Zeichen an der Wand, das niemand mehr versteht; keine Mitte ist dann mehr zu ahnen. Wenn der Begriff von keiner Chiffer mehr angezogen, umkleidet und verführt wird, dann wird er starr und bröcklig; Frage, die keine Antwort findet, denn Antwort ist doch Leben, Lieben, Geschichten sich erzählen vor dem Feuer im Kamin. Das hebräische Wort für Hölle drückt diesen Zustand aus: sie ist eine Frage, die keine Antwort finden kann. Die Chiffer ist die Antwort schon, wie der Puppenharn, wie die Skulptur. Doch zuerst muss sie der Mensch begreifen, so dass sie wirklich Frage ist; dann kann sein Herz ihr Antwort geben, dort, wo es sich sehnt und hofft und liebt und singt. Das ist

dann die Freude, die in der Antwort liegt. Das hebräische Wort für Erlösung ist das gleiche Wort wie Freude. Antwort ist wie eine Erlösung, wie der Mensch doch ist wie Gott. Kleine Erlösung, kleiner Gott. In der Antwort träumt die Erlösung schon, im Mensch träumt Gott. So ist auch die Kultur in ihrem Sprechen, Bilden, Singen, Denken, Fühlen, Tanzen um den heissen Brei doch eine Träumende. In ihr träumt noch dieses Ganz-zusammengewachsen-Sein, träumt noch dieses Ganz-sich-kennengelernt-Haben. Und träumt vielleicht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Eine Erlösung, eine Ewigkeit möchte ich nicht, in der ein Weg ganz und gar verschwunden ist; ohne Geschenke auszupacken, die mich überraschen. Und es ist nicht nur so, dass dieser "Puppenharn" von diesem Wunsch erzählt; das Auspacken dieser Skulptur aus dem Geschenkpapier aus Nebel schmeckt bereits nach diesem Duft von dort. Es ist mir eine grosse Freude - und für den Leser vielleicht auch.

Nefesh und Neshama Natur und Wort

1 Um Himmels Willen! Wie soll man diese Skulptur erklären? Ist es nicht, als würde man sie damit entkleiden, ihres Schutzes berauben? Lasst sie doch in Ruhe! Sie ist doch, was sie ist! Sagt man nicht gerne: "Ich hätte vieles verstanden, hätte man bloss nicht versucht, es mir zu erklären." Aber was habe ich da gehört? Hat da jemand gesagt, dass er Freude daran hätte, eine Geschichte über sie zu hören? Na bitte! Die Figur ist doch da, die Natur ist doch auch da, fragt doch sie! Was heisst hier: "Sie spricht aber nicht!" Natürlich spricht sie, in Bildern, in ihrer Erscheinung, im Kleid ihres Verborgenen. So spricht sie! Schweigsam? Wohl möglich. Weshalb eigentlich spricht diese Skulptur nicht mit mir? Viel einfacher wäre es dann doch, die Kunst und die Natur und die ganze Welt zu verstehen. Es ist aber so - wie Thomas Primas schreibt -, dass sie Skulptur als Chiffer schon Antwort ist. Sie ist Anti-Wort. Sie trägt das Wort im Verborgenen. Dieses verborgene Wort spricht uns an durch das Äussere hindurch. Die Welt ist schön, weil sie uns im Verborgenen diese Schönheit zuflüstert. Das verborgene Wort will uns in der Begegnung mit der Welt erreichen. Dazu möchten wir Geschichten hören: damit sie uns zu diesem verborgenen Wort in der äusseren Erscheinung des Anti-Wortes leiten. Wir wissen, dass diese Geschichten wichtig sind. Und dass alle Freude dort wohnt, wo das Wort im Begriff zur Antwort kommt. Dennoch: lasst doch die Skulptur in Ruhe! Sie ist doch was sie ist. Das ist richtig. Aber was ist sie denn? Dazu ist das Äussere da: Es trägt das verborgene Wort. Die wilde Wurzel trägt den träumenden Zweig der Veredelung. Die Natur trägt die Kultur. Und sie sind auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden. Rätsel der Natur: sie ist aus sich und für sich alleine nicht zu verstehen, Antwort ohne Frage. Erst, wenn wir als Menschen ihr begegnen, kann die Natur in Liebe mit dem Wort verbunden sein, das sie trägt. Der Mensch ist dazu geschaffen, die Freude dieser Liebe als Geschenk anzunehmen. Er ist Natur und Wort.

2 Die Skulptur Puppenharn erzählt davon. Wenn die Wurzel nichts von ihrer Veredelung wissen will, gehen beide ein - Wurzel und edler Zweig. Oder aber der Wurzelstock treibt nur wilde Schosse aus dem Schnitt. Wenn der edle Zweig nichts von seinem Fundament wissen will, stirbt er ab. Es können auch dann nur verzweifelte, wütende, wilde Triebe aus dem Wurzelstock schiessen. Und dieser denkt dann wohl zu recht: "Das macht doch keinen Sinn, dass ich beschnitten wurde, wenn meine Veredelung nicht mit mir zusammenwachsen will. Was soll denn das Ganze?" Was nützt es, dass der Menschen Natur und Wort ist, wenn er sein Wort nicht zu seiner Natur bringen will? Was nützt es, wenn er seinen Begriff nicht zur Chiffer tragen lässt; wenn er seinen Geist nicht zu seinem Körper lässt? Was nützt es dann, dass er angesprochen wird von einem Bild, wenn er nicht zulässt, dass das Wort zu ihm kommt, um das Bild zum Leben zu erwecken? Ist es dann nicht einfach tot? Wartet das Bild nicht zu dem Leben hin, das es in uns sein könnte? Zu diesem Leben hin, das dann in uns als blühender, veredelter Rosenbusch des Wortes wüchse, damit von ihm wieder Zweige genommen werden könnten, um sie auf anderen Wurzelstöcken weiterzupflegen? Die Natur im Menschen ist sein Instinkt, seine Natur-Seele; vom Körper bestimmt, der den Gesetzen dieser Welt unterliegt, dieser Welt von Zeit und Raum gehorcht. Im Hebräischen heisst diese natürliche Seite des Menschen Nefesh. Das Wort im Menschen ist dagegen seine göttliche Seele; vom Geist getragen, der nicht den Begrenzungen von Zeit und Raum unterworfen ist. Sie ist das heilige Wort. Im Hebräischen heisst diese Seite des Menschen Neshama. Im

Menschen sind Nefesh und Neshama zusammen als das ganze Leben. Die Nefesh da - der sammelnde Wurzelstock -, der die Säfte und den ganzen Reichtum der Erde der verborgenen Neshama schenken möchte. Die Neshama dort - das Geheimnis des Wortes - träumend im Menschen als Zweig vom Baum des Lebens. Alles, was die Nefesh sammelt, soll zur Neshama fließen. Ihre Säfte sollen am Schnitt der Veredelung in diesen unscheinbaren Zweig sprudeln. Und ebenso will die Neshama, das heilige Wort im Menschen, in der Welt vernommen werden. Sie will die Nefesh trösten, indem sie ihr zuflüstert, dass sie in der Ewigkeit aufgehoben sei. Aber noch mehr: dass sie dort sehr gut aufgehoben sei. Sie will der Nefesh sagen: "Du bist ewig." Doch wie kann die Neshama von diesem Geheimnis erzählen, wenn es doch verborgen bleiben muss? Indem sie wartet; indem sie, verborgen in der Nefesh, zum Menschen geht, um ihm unhörbar durch das Kleid der Erscheinung hindurch zuzuflüstern: "Komm, begegne mir!"

3 Der Mensch soll zwei Seelen haben? Lächerlich! Wir wünschten uns doch zuweilen, dass er wenigstens eine hätte. Nun also hat er sogar zwei. Inflation der Seelen? Nein. Er hat genau zwei: Am einfachsten ist es wohl, diese Unterscheidung in Nefesh und Neshama nachzuerleben, wenn wir vom Tag und der Nacht unseres Lebens erzählen. Am Tag sind wir wach, aktiv. Hier in der Welt können wir handeln, fragen, sind vor Entscheidungen gestellt. Da spielen wir eine Rolle. Wir sind da wer. Das ist die Nefesh: bewusst, Tagseele hier auf Erden. Hier sind wir frei in unseren Entscheidungen, es hat Fleisch am Knochen, tut weh und ist voller Lust und Freude auch. Wir sind hier körperlich anwesend, tragen eine Uhr und fragen, wie weit es ist von da nach dort. Wir haben Sprache, wir haben viele Sprachen sogar für diese eine Welt. Alles ist fleischig hier auf der Tagseite, voller Blut und Leidenschaft; es pulsiert und tobt und schwitzt und duftet. Es ist erotisch, anziehend, verführerisch. Wir greifen mit beiden Händen zu, und doch zerrinnt es in unseren Fingern. Das Glück ist hier, ganz physisch. Ich möchte sagen - um den Zeittrend zu treffen -: geil ist es. Voller Trieb und umtrieb, gierig und schlammig-lehmig. Adam, der Mensch, ist aus dem Lehm erschaffen. Als solcher ist er Nefesh. Aus dem Chaos, dem zerfließenden Durcheinander des Materiellen zur Einheit geformt. Wurzelstock eben, aus der unüberblickbaren Vielfalt seiner Wurzeln zum Stamm geformt. Besitzen nicht die dünnsten Äste der Wurzeln noch feinste Haare, die jede kleinste Erdkrume erkunden möchten, ob da noch etwas Wasser, etwas Saft aufzunehmen ist? Die Nefesh, diese Tagseele, die natürliche eben, saugt am Boden. Sie drängt zum Überfluss. Sie ist da ganz instinktmässig. Wo etwas ist, was sie braucht, da ist sie. Sie kennt keine Zurückhaltung. Sie ist ganz in sich gesetzt. Sie ist gesetzmässig. Da, im Eindeutigen, fühlt sich die Nefesh wohl. Sie ist Trieb und Antrieb. Verliebt in sich selber. Verloren auch in sich. Elegant wie der Gang der Katze, die nie stolpert. Ein lautes Lachen und ein lauter Schmerzschrei. Durch Mark und Bein. Doch da ist auch die Neshama, die Nachtseele hier in dieser Welt. Die verborgene Seite des Menschen, die zu ihm spricht in seinen Träumen. Im Traume ist der Mensch passiv. Er wird angesprochen durch den Traum; ist Publikum, Zuschauer, aber auch Statist mit vorgeschriebenem Text. Er versteht den Text kaum, kann nicht fragen und auch nicht wirklich antworten. Er ist nicht frei in seinen Träumen. Nein, da ist er ausgeliefert. Er kann sich nur wehren, indem er aufwacht, manchmal schweissgebadet. Er spielt in seinen Träumen keine Rolle. Diese wird ihm zugewiesen, selbst gegen seinen Willen. Er ist da niemand. Es wird mit ihm gespielt, er spielt im Film mit, sieht aber auch vor dem Fernsehapparat. Das Programm hat er nicht selber eingestellt. Denn bewusst hat er keine

Fernbedienung. Die Neshama ist die Fernbedienung des Menschen. Wenn der Mensch am Tage ein anderes Programm an sich einstellt, stellt es die Fernbedienung in der Nacht wieder auf sein Eigenes zurück. Die Neshama träumt den Menschen. Sie träumt ihm seinen Traum vor. Sie ist hartnäckig darin. Und sind nicht die Träume der Trog, in den hinein das Unerfüllte des Tages gefüllt wird, klammheimlich? Ist der Traum nicht das Feld, wo das verpasste Leben nachgeholt, wo die Verfehlungen gerichtet, richtig gemacht werden? Im Verborgenen geschieht dies, unbewusst, im Geheimen auch, verschleiert und verklausuliert; aus allem Zeitlichen und Räumlichen enthoben, keinen Gesetzen der Natur verpflichtet. Alles ist da möglich. Etwas Ewiges haucht durch den Schlaf des Menschen. Wie ein Atem. Die Neshama ist der Odem, der Adam von Gott eingehaucht wird, auf dass er lebendig sei. Dieser Atem fegt ihn sauber. Die Neshama macht den Menschen rein und heil. Aber auf eine Art und Weise, die wir am Tag und bewusst nicht verstehen. Selbst, wenn Traumbilder in unserer Erinnerung ans Tageslicht kommen, sind sie ein Rätsel, ein Zeichen nur, ein unverstandenes Wort. So ratlos, wie gegenüber dem heiligen Worte, sitzen wir auch vor diesem grossartigen Buch unserer Träume. Wir wissen zunächst nichts mit ihnen anzufangen; man kann sie nicht gebrauchen hier. Das ist auch recht so. Die Neshama will in unserem Leben nichts sein. Sie will das aber ganz gewiss sein: das einende Nichts, das dem Alles der Welt gönnend beisteht.

4 So sind sie zueinander gerichtet: die Wurzelsäfte der Erdentage zu den Träumen der Himmelsnächte, beschnitten durch den Übergang von Tag und Nacht. Ist es nicht seltsam, dass wir in unserem irdischen Leben am Tage handeln können? Da sind wir wer. In unserem nächtlichen Traum aber sind wir passiv. Am Tag sind wir Subjekt, Hauptwort der Welt, und alles scheint von uns auszugehen, sich auf uns zu beziehen. Doch sind wir hier den Gesetzen der Natur unterworfen, lustvoll und schmerzhaft. In der Nacht sind wir Objekt, Zuschauer, denen das Geträumte entgegengereicht, angeboten wird. Das Hauptwort liegt nicht bei uns. Es liegt bei Gott. Die Neshama überbringt uns dieses Wort in den Träumen. Boxenstopp des Tagrennens. Das Gefährt unserer Nefesh wird vom Hauptwort her repariert. Wäre es nicht wunderbar, wenn es einst umgekehrt wäre? Wüschtet wir uns nicht, einst im Traume Subjekt zu sein, frei Handelnde? Dass wir da mitreden, eingreifen und entscheiden könnten? Dass wir den Film selber wählen könnten, in dem wir Hauptdarsteller sind? Das wäre doch paradiesisch. In den Garten Eden, aus dem wir in diese Welt vertrieben wurden, wieder zurückzukommen. Im Traum unseres Lebens bewusst zu handeln. Ist nicht der Tod Inbegriff dieser Hoffnung, und ist nicht der Traum unserer Neshama schon Gewissheit dieses Kommenden? Das will doch die Neshama der Nefesh sagen: "Du gehst dort in der Welt von Zeit und Raum unter, bist vergänglich, aber hier, bei mir, bist Du ewig und frei. Dann wirst Du vielleicht von der Welt träumen, von ihren sonderbaren Gesetzen und Begrenztheiten. Du wirst sie vom Himmel aus aber noch mehr lieben, als Du jetzt den Himmel liebst von der Erde aus. Und vielleicht wirst Du Dich dann nach Deinem Leben in der Zeit sehnen, und Du wirst uns Deine Träume von Zeit und Raum in Ewigkeit erzählen. Wir werden alle zuhören und mitfiebern. Und wir werden dann zur Welt beten: "Komm, begegne mir! Ich liebe Dich doch!"

5 Doch jetzt sind wir hier, im Diesseits. Unsere Neshama träumt, unser Dasein ist Zeit und Raum unterworfen. Unsere Neshama kann hier in der Welt nicht erscheinen! Sie ist hier verborgen im Wort, im Empfinden, in unseren Begegnungen. In diese Welt hinein kann sie nicht ausschlüpfen, sondern sie möchte die Nefesh mit nach dort nehmen, wo beide dann ausschlüpfen zur Ewigkeit. Wir haben zwei Seelen. Beide sind

immer zusammen, ob am Tag oder in der Nacht. Am Tag träumt die Neshama in unser Wachsein hinein; im Schlaf gibt sich die Nefesh den Geschichten hin, die ihr die Neshama erzählt. Weckt diese Liebe nicht, bevor es ihr gefällt. Sie wird schon dahin kommen, wonach sie sich sehnt. Mag es noch so seltsam und verirrt und verworren aussehen. Ja, sonderbare Klänge singen Nefesh und Neshama manchmal im Duett. Aber: auch Holzwege führen immer aus dem Wald. Unsere Veredelung kommt vom Traum der Neshama her, durch die das Hauptwort, Gott, zu unserer Nefesh kommt. Die Neshama fliegt zu uns wie eine Taube. Sie findet uns auch stets mit traumwandlerischer Sicherheit. Unsere Kultur träumt vom Ewigen her. Hier kann sie noch nicht ausschlüpfen. Kunst ist nutzlos, unbrauchbar. Fast wie die Träume der Neshama. Kunst kann man nicht gebrauchen. Sie träumt uns entgegen als Verbindung von Natur und Wort. Die Kunst kann nicht gelingen, ohne dass wir zulassen, dass ihr Wort sich in uns an ihre Bilder schmiegt. Es ist zwar ein Anfang, wenn man von seiner Geliebten sagt: "Also ich finde, sie hat eindruckliche Augen, eine tolle Figur, sie ist sehr gefragt bei den Modellagenturen, sie reissen sich regelrecht um sie." "Und sonst?" "Also, es ist wirklich schön, mit ihr zusammenzusein. Es ist harmonisch, wenn Du verstehst, was ich meine?" "Und sonst?" "Also, ich liebe sie irgendwie?" "Irgendwie?" "Ich liebe sie" "Und was meinst Du damit?" "Wie meinst Du das?" "Was meinst Du mit Ich liebe sie?" "Ich meine, dass ich sie mag, und dass ich sie vermissen würde, wenn sie nicht da wäre." "Die Liebe?" "Ja, schon auch; aber ich meine sie. Ich würde ihre schönen Haare vermissen und den Geruch ihrer Haut." "Und sonst?" "Es ist seltsam, dass jetzt, wo Du mich gefragt hast und ich von ihr rede, ich sie noch mehr liebe als zuvor."

6 Die Freude kann nicht Zweck sein der Kunst. Kunst kann uns nur an eine Freude erinnern, die in uns lebt von der träumenden Neshama her. Kunst und Freude zu schenken, bedeutet, Zweck und Zwang eines Zieles auszuschneiden. Das Gewollte ist das Gift am Gemachten. Es muss ausgeschieden werden. Immer wieder. Puppenharn ist das Gift, das der frischgeschlüpfte Falter ausgeschieden hat, um endlich als Schmetterling zu leben. Es ist dann auch das Gift der Ungeduld, das wir gerne ausscheiden möchten, um frei zu sein. Ist nicht der Schmetterling Sinnbild für die Leichtigkeit einer Freiheit, nach der wir uns sehnen? Von der wir gehört haben von unserer Neshama? Doch wenn wir Freiheit in unserem Leben machen wollen, dann ist sie auf die Fahnen der Ungeduld geschrieben, als Revolution, Umsturz, Ausbruch, Krieg. Ich will aber nicht nur frei sein. Ich will lieben! In der Bibel wird nirgends von Freiheit gesprochen, sondern stets von Befreiung aus dem Zwang. Dann treten wir in das Gelobte Land ein. Es ist aber das Land Kanaan, das Land der Händler und Buchhalter. Ausgerechnet! Der Auszug aus der Gefangenschaft in Ägypten führt in unsere Welt, aus der wir doch manchmal auswandern möchten. Was hat das mit Freiheit zu tun, wenn unsere Welt das Gelobte Land sein soll, wir aber die Kanaaniter aus ihm vertreiben müssen? Der Kanaaniter, der Kunst und Freude so sauber berechnet, muss aber ausgetrieben, ausgeschieden werden. Der Weg ins Gelobte Land geht aber durch die Wüste. Die Wüste ist ein seltsamer Ort. Die Nefesh droht da zu verdursten und zu verhungern und kriegt den Sonnenbrand und Fata Morganas. Die Wüste meint im Hebräischen das Gespräch. Gespräch zwischen Freunden, Gespräch zwischen Nefesh und Neshama, Gespräch zwischen Mensch und Gott. Bestimmt sehnt sich mancher dann in seiner Verzweiflung zurück nach Ägypten. Um Himmels Willen! Wir können hier nicht ausschlüpfen! Wir können nur in dieser Welt liebend Natur und Wort verbinden - dann wird sie zum Gelobten Land. Was für eine Freude ist das

Zusammensein mit dem Freund! Ist es nicht so: wenn ich mit ihm in der Pizzeria sitze und spreche, ist Gott da! Ewigkeit auch, bis der Wirt uns zurückholt, indem er lachend auf die Uhr zeigt, die schon hurtig dem neuen Morgen entgegenieht.

Abraham und Isaak Trieb und Veredelung

1 Die Welt ist begrenzt. Wir sind begrenzt. Wir begrenzen. Uns und andere. Immer wieder. Grenzen in Ewigkeit, aber auch Ewigkeit in Grenzen. Ist es nicht erstaunlich, dass in der Begrenzung Ewiges wohnt; dass wir der Wahrheit an diesen Übergängen am nächsten sind? Und auch, dass die grösste Grenze unseres irdischen Lebens, der Tod, das grösste Geheimnis des Lebens für uns hütet? Geheimnis der Grenze. Grenze des Geheimnisses. Wer könnte das Geheimnis der Ewigkeit sorgsamer hüten als der treueste Begleiter des Lebens: der Tod. Was ist an der Plastikblume noch Blume, wenn sie nicht verwelken kann? Ist nicht der Sommerstraus vom Grenzstreifen deshalb Liebesgabe, weil all die Blumen gepflückt und zusammen in die Vase gestellt sind, wie auch wir mit unseren Liebsten zusammen in diese Welt, in diese Zeit und an diesen Ort gestellt sind? In der Vase dieser Welt trinken wir aus dem Wasser der Zeit, doch unsere Blüten und Früchte reichen in den Himmel. Wie eine Rose sind wir an unseren Ort gestellt, um Erde und Himmel zu verbinden, als lebendige Grenze. In der Skulptur "Puppenharn" taucht das Thema der Grenze und der Begrenzung in der Chiffer der Veredelung auf. Bildhaft erscheint sie da als der Schnitt, der die Säfte aus dem wilden Wurzelstock gleichsam staut, um sie in den aufgepfropften Zweig zu leiten. Das Blut aus dem triebhaften Leben wird da in die Veredelung geführt. An diesem Einschnitt reichen sich die Nefesh, die natürliche Seele, und die Neshama, die göttliche Seele, die Hände; umarmen sich, lernen sich kennen, wachsen zusammen auf diesem Grenzstreifen, am Ort, wo sie enden. Genau da und nur da können sie zusammen sein. Glück der Begrenzung, Glück der Begegnung. Doch kann das Zusammenwachsen nur gelingen, wenn die Teile damit einverstanden sind; wenn die Wurzel ertragen kann, dass sie keine eigenen Blätter, Stengel und Früchte hat, und der edle Zweig ertragen kann, dass er keine eigenen Wurzeln hat. Wird es nicht ertragen, so müsste der Instinkt der Wurzeltriebe im Boden doch rufen: "Das geht doch nicht! Ich kann doch nicht mit etwas zusammenwachsen, das nicht von mir ist, das ich nicht kenne, von dem ich nichts weiss! Was soll das?" Und wenn die Wurzel keine Antwort auf diese Frage erhält, muss sie zu Tode verzweifeln. Dennoch geht es. Die Wurzelsäfte strömen in den Edelzweig. Die beiden Getrennten und Zusammengeführten ergänzen sich. Hat da eventuell der Edelzweig, die Neshama, zur Wurzel gesprochen und ihre Frage beantworten können? Was hat sie gesagt?

2 Eine weitere Verzweiflung begleitet eine edle Rose ihr ganzes Leben lang. Es ist da eine Grenze, die ihr unüberwindbar scheint. Eine ungeheure Mauer steht da, davor ein Minenfeld. In Abständen Türme mit Wächtern, die auf alles schiessen, was ins gleissende Licht der Scheinwerfer gerät, die das Niemandsland in der Nacht beleuchten. Nicht mal in diesen Todesstreifen kann man da kommen! Davor ist noch ein Zaun mit Selbstschussanlagen. Eine solche Grenze erscheint da im Leben der edlen Rose, die blüht und schon Früchte trägt. Ihr eigener Tod, ihr eigenes Verwelken ist in Anbetracht dieser Grenze fast belanglos. Es ist die Begrenzung, dass der Same, der aus der Frucht der edlen Rose in die Erde fällt, nicht wieder eine edle Rose wird. Der Same ist wild. Er wird wieder zur wilden Rose, verwildert. Man muss sich diesen Schrecken vorstellen, wenn wir mit ansehen müssten, dass unsere Kinder als Affen zur Welt kämen! Unvorstellbar! So ist es aber für die Rose. Sie weiss, dass alles, was sie trägt: ihr schönes Blühen, ihr schöner Duft, alles, für was sie geliebt wird und worauf sie stolz ist, untergeht. Sie weiss auch, dass alles, was ihr kraft ihrer Liebe zu den wilden Säften ihrer Wurzel im Leben erwuchst, mit ihr stirbt, dass alles vergeblich

war. Das ist eine grausame Grenze, teuflisches Werk, nicht wahr? Nicht wahr! Die Rose, die so schön blühte gibt es bis heute. Es geht also! Es ist ein Durchbruch möglich durch diese Grenze. Die Verzweiflung der Rose ist nicht zum Tode. Die Verzweiflung war umsonst! Wer hat zu der Rose geredet, dass sie nicht verbittert wurde. Wer hat zu ihr gesprochen, dass sie so zuversichtlich blüht bis heute? Und vor allem, was hat man dieser Rose gesagt? Ich möchte gerne wissen, wie diese höllische Verzweiflung so überraschend verschwindet. Die Antwort ist lächerlich: der Rosenzüchter hat zur Rose geredet. Aber nicht nur das. Er liebt die Rose, er liebt ihre schönen Blüten und ihren himmlischen Duft. Ja, der Rosenzüchter hat doch die Veredelung gemacht. Und er wünschte sich nichts so sehr, als dass er sich an genau dieser Rose immer erfreuen kann, auch wenn sie selbst verwelkt ist. Er ist doch der Liebhaber der Rose. Er wird von ihr Zweige nehmen, die allerschönsten Zweige, und sie liebevoll auf die empfänglichsten Wurzelstöcke der wilden Rose setzen. Wie konnte die Rose so etwas ahnen? Sie hatte doch immer gedacht, dass sie selbst dafür sorgen muss, dass ihre Schönheit und Güte und Liebe, die sie leidenschaftlich erlebte, bestand hat in der Welt.

3 Die Rose und der Wein sind Urbilder für den Menschen, Gleichnisse seines Lebens in ungeahnter Grösse. Der Wein und die Rose müssen immer wieder liebevoll gepflegt, beschnitten und immer wieder veredelt werden, um süsse Früchte und schöne, herrlich duftende Blüten in Fülle zu tragen. Es braucht dazu das Tun des Menschen, das - in Tradition gegründet - Kultur heisst. Steht nicht der Mensch im Gleichnis der Rose in dieser Welt? Er wird doch auch von Gott geliebt, dem Liebhaber des Menschen, der ihn schützt und pflegt und ihn immer wieder veredelt. Das aber kann man nicht wissen, das kann man nur glauben. Man ahnt es, wenn wir die Freude sehen, den Glanz der Kerzenflamme in den Augen der Geliebten, wenn wir ihr eine Rose schenken, wenn die Röte und Wärme in uns steigt, wenn wir dann ein Glas vom feinsten Wein trinken. Wer will denn nun, wenn die Liebe da ist, noch wissen? Hat man je einen Liebhaber der Rosen gefragt, weshalb er den ganzen Tag und bei jedem Wetter im Garten steht und seine Rosen betrachtet? Sogar im Winter, wenn sie unter den Tannenzweigen und unter dem Schnee, der auf ihnen liegt, verborgen sind, um sie vor dem Frost zu schützen? Hat man je einen solchen Liebhaber der Rose gefragt, weshalb er die Rosen liebt? Der Saft aus dem Wurzelstock des Wilden fliesst durch den Schnitt im Stamm in die Krone des Edlen, um eine schöne Frucht zu tragen. So ist der Mensch selbst im Gleichnis der veredelten Rose und der veredelten Weinrebe. Ist es aber nicht traurig, dass ein Same aus der veredelten Weinbeere nicht selbst schon als edle Weinrebe aus dem Boden wachsen kann? Ist es nicht zum Verzweifeln, dass alle Errungenschaften des Geistes im Übergang zur nächsten Generation wieder verwildern, von ihnen von neuem veredelt werden muss? Weshalb ist Geist und Glauben nicht Erbgut hier? Weshalb gibt es keine edle Rasse, sondern immer nur edle Zweige auf wilden Wurzelstöcken? Traurig ist es nur dann, wenn die Rose meint, ohne die Liebe des Rosenzüchters ewig weiterbestehen zu wollen - oder die Nefesh meint, ohne das Traumgespräch mit der Neshama zur edlen Rose zu werden. Wenn der Mensch sich anmasst, seine Veredelung selber zu schaffen, dann gebärdet sich seine Nefesh als Neshama. In dieser Lüge verdrängt sie die Neshama und beleidigt gleichzeitig ihre eigene Herkunft, ihre eigenen Wurzeln und ihr eigenes Wachsen. Dann leidet der Mensch, weil er einseitig ist, und ihn die Waagschale der Leistung, es selber machen zu müssen, zu Boden zieht. Damit ist sein Zusammenwachsen gefährdet.

4 Den Menschen betrifft das Gesetz von Begrenzung und Veredelung in all seinen Ebenen. Ohne Begrenzung seines triebhaften Lebens kann er nicht geistiges Wesen sein. Ohne Begrenzung seines geistigen Lebens, kann er nicht göttliches Wesen sein. Aber auch dies: ohne Begrenzung seines religiösen Lebens kann er nicht ein Wesen von unmittelbarer Lebenskraft sein. Vom Vertrauen in diese Begrenzung nährt sich das Gelingen und die Fruchtbarkeit des Menschen. Doch ist Treue und Trost dafür nicht nur unabdingbare Voraussetzung, sondern zugleich Infragestellung von ungeheurem Ausmass. Die Entwicklung des Schmetterlings erzählt von diesem Drama. Nach der triebhaften Fresserei der Raupe vom Überfluss der Futterpflanze erstarrt völlig unerwartet ihre Haut zur Puppe. Diese Begrenzung des Raupenseins ist ein tiefer Einschnitt, aber auch Versprechen dafür, dass die Raupe zu Anderem bestimmt ist als zum Raupendasein, dass aus ihr einst ein Schmetterling werden soll. Die Anlage dazu ist zwar bereits in der Raupe vorhanden, dort aber verborgen. Die gierigen und gehetzten Fressmaschinen der Raupen des Tagpfauenauges, pechscharz mit langen lanzenförmigen Stacheln besetzt, lassen die Eleganz und Genügsamkeit des Schmetterlinges nicht ahnen. Es scheint fast unmöglich, von der Gestalt der Raupe auf die des zugehörigen Schmetterlings zu schliessen. So wenig sie in ihrem Äusseren auf die kommende Gestalt hinweist, so wenig kann die frisch verpuppte Raupe vom Glück ihrer Verwandlung wissen. Unglück des Wissens. Sie wird im Moment, in dem sie in der Verpuppungsunruhe von ihrer Futterpflanze flieht, ihrer verborgenen Bestimmung wie einer überdeutlichen inneren Stimme folgen und sich an einen Ort für die Verpuppung niederlassen. Zunächst einmal wird sie da realisieren, dass sie ihrer äusseren Bewegung völlig beraubt ist und sich ihre Haut zu einem Sarg versteift. Verbannung! Darin lebt sie, alleingelassen mit ihrer inneren Bewegung, einsam aber auch in der Ungewissheit der in ihr vorgehenden Verwandlung zum Schmetterling. Damit die Metamorphose gelingt, muss die Anlage des Schmetterlings zur Raupe sprechen, sie sozusagen trösten, dass sie nun untergeht im Innern des Sarges, aber auch wieder aufersteht als Schmetterling. Trost ist insofern Verkündigung des Todes, als er zur Auferstehung hin gerichtet ist. Trost auf Verderb und Gedeih. Ein gewagtes Unterfangen.

5 Eine Geschichte dieses Wagnisses wird in der biblische Geschichte von Abraham erzählt. Gott verlangt von Abraham, er solle ihm seinen geliebten Sohn Isaak als Opfer auf dem Berg Morija darbringen. Nicht ein Lamm aus seiner grossen Herde soll es sein. Er soll Isaak, sein eigenes Fleisch und Blut, opfern. Ein grausamer Befehl. Hat Gott nicht Abraham zuvor versprochen, dass ganz Israel einst aus Isaak hervorgehen würde? Und nun verlangte er also von Abraham, dass Isaak sterben soll, nicht nur sein Sohn, sondern mit ihm das ganze kommende Menschengeschlecht. Abraham kann das nicht begreifen. Dennoch bittet Abraham, der in seinem festen Glauben gefasste, schon alte Mann, seinen Sohn Isaak, ihn auf eine Reise zu begleiten, damit er an einem fernen Ort ein Opfer darbringen könne. Isaak geht freudig mit. Am Fuss des Berges angekommen, trägt er das Holz, Abraham selbst das tönernerne Krüglein des Feuernestes. "Wo ist denn unser Opferlamm?" fragt Isaak. "Gott wird für ein Opferlamm sorgen", antwortet Abraham. Schweigend steigen sie weiter auf. Auf dem Gipfel angekommen, bereiten sie alles für das Opfer vor. Und Abraham, der noch immer darauf gehofft hatte, dass Gott ihm ein Lamm schicken und ihn von der Last seines Auftrages befreien würde, spricht dann schweren Herzens zu Isaak: "Gott hat uns kein Lamm geschickt. Du musst das Lamm sein." Er bindet Isaak und ist bereit, ihn zu opfern. Die Geste Abrahams genügt Gott. Er lässt ihm seine leibliche Frucht.

Überglücklich bindet der alte Mann seinen jüngsten Spross los. Und da sehen die beiden, dass sich in einem nahen Gebüsch ein Lamm verfangen hatte, das sie dann gemeinsam Gott opfern. Abraham hat in seiner Entschlossenheit, das Begreifbare dem Unbegreiflichen zu opfern, auch die Kausalität des Tuns und Denkens dem in ihm wirkenden Wort Gottes, der Neshama, gewidmet. In dieser Haltung wird Abraham zum Stammvater aller Menschen. Er weiht auf dem Prüfstein des Altars damit auch seinen Sohn in das Geheimnis der Tradition des Glaubens ein. Nicht nur widmet er seine Frucht dem Himmel, sondern nimmt damit auch an, dass sie von dort kommt. Der Vater führt in festem Vertrauen seinen Sohn zum Punkte, wo all ihr Begreifliches endet, wo selbst Erhofftes unterzugehen scheint. Doch da findet dann der Durchbruch statt. In Abrahams unerschütterlichem Glauben an den Sinn des Opfers seiner Früchte offenbart sich Gott als Veredler des Menschen. Gott schliesst einen ewigen Bund mit dem Menschen: Jeder Mensch erhält von der Erde den wilden Wurzelstock, von Gott persönlich aber den edlen Zweig. Abraham wächst auf dem Berg Morija mit seinem verborgenen Geheimnis zusammen. In diesem Zusammenwachsen wird er zum ersten neuen Menschen, zum ersten Gläubigen. Unmissverständlich führt die Geschichte dahin, dass Mensch sein bedeutet, geistiger Nachkomme Abrahams zu sein. Tradition des Menschen bezieht sich auf diesen Begriff der Abstammung, der gleichnishaft in der Geschichte Abrahams gefasst ist.

6 Noch anders könnten wir diese Geschichte erzählen. Wir erzählen sie als Geschichte über die Bronzezeit. Es ist aber keine geschichtliche Geschichte, sondern eine über die Bronze und die Zeit. Wir hören da der Bronzeplatte zu, die innerhalb der Skulptur den Bruch bezeichnet, gleichwohl aber auch das Zusammenwachsen. Die beiden Bronzefiguren auf der Platte müssen wir dazu für den Moment ausklammern. Wir sparen sie uns für später auf. Betrachten wir die bronzene Schicht. Wenn wir Geschichte als Chiffer nehmen, verweist die Bronzezeit auf folgenschwere Übergänge. Die Zeit der Jäger und Sammler, die den Wegen des Überflusses als Nomaden folgen, endet. Schwer zu sagen, ob der Überfluss schwand durch klimatische Aenderungen oder weil sich die Menschen stark vermehrten - oder ob bloss das Vertrauen in den Überfluss schwand; vielleicht, weil der Mensch gelernt hatte, grössere Zeiträume zu überblicken, und ihn diese Vorausschau plötzlich ängstigte in seiner Abhängigkeit vom täglichen Sammler- und Jägerglück, in seiner Bedürftigkeit des Glücks insgesamt. Wie dem auch sei. Zwänge wurden gesetzt, so dass sich der Mensch nun selber um die Herstellung des Überflusses zu bemühen beginnt, zuerst als Viehzüchter - also noch teilweise mobil mit dem Vorrat seiner Herden -, dann aber als sesshafter Bauer, Händler und Städter - gebunden an seine Scholle, und zur Verteidigung seines Landes berufen. Ein tiefer Einschnitt bedeutet diese lange Phase des Sesshaft-Werdens. Die Welt ist nicht mehr unbegrenzte Allmend, sondern wird nun innerhalb von Grenzen besessen, auf- und zugeteilt, der Besitz umzäunt, ummauert, Zugänge bewacht, mit Zöllen belegt. Ein neuer Begriff der Grenze entsteht. Es ist nicht länger nur die Natur, die mit ihren Hindernissen dem Menschen Grenzen setzt. Der Mensch selbst setzt sich Grenzen und befestigt und markiert sie als Hindernisse wie Zäune, Grenzsteine und Mauern. Doch mussten diesen Grenzen gleichwohl auch Bedingungen für den Übertritt zugrunde liegen und Regeln ihrer Wahrung. Das geistige Fundament dieser Selbstbegrenzung setzt ein Denken in Begriffen voraus. Solche allerdings, die mit dem Wesen des Menschen in Einklang stehen. Die Bronzezeit ist auch Grenze von historischer und prähistorischer Zeit. Begrifflichkeit erscheint überhaupt erst an dieser Grenze oder doch zumindest in völlig neuer Form: als schriftlich

Niedergelegtes. Diese neue Begrifflichkeit ist Voraussetzung für das Verständnis biblischer Gleichnisse. Hierin unterscheiden sich Höhlenzeichnungen eines Lammes ganz wesentlich vom Lamm in der Bibel. Zwar sind auch die Bilder in der Höhle von Lascaux schon Resultat von Reflexion - Sprache muss es dazu schon gegeben haben. Wenngleich, erst im Aufscheinen sprachlicher Begrenztheit, oder im Schwund des Vertrauens in das Sprechen, kann aus Sprache Schrift werden, Bild der Sprache. Nochmals ist damit die alles Leben durchdringende Wirkung der Begrenzung angedeutet, die in der Bronzezeit zur Überlebensfrage der Kultur wird. Das Überleben des Menschen benötigt ein Über-Leben, einen Begriff dessen, was jenseits der Grenzen dieser Welt und jenseits der Grenzen der Sprache wirkt.

Berlin 2. Oktober 1995

An einem sonnigen Herbsttag, dem 2. Oktober 1995, Vortag der Fünfjahresfeier der deutschen Einheit, spazierte ich mit Alisha im Tragebeutel vor meinem Bauch über den Mauerstreifen. Auf dem Weg zum Mauermuseum hinunter erzählte ich meiner friedlich schlafenden Tochter, dass dies meine Wiese sei. Da sei ich Wiesenschafter. Früher hätte man vielleicht diese Berufsgattung als die der Hirten bezeichnet. Meine Schafe und Kühe hätten Flügel und sähen aus wie Schmetterlinge. Ein Hirte mit fliegenden Kühen also. Ich spazierte an den Brennesselbüschen vorbei, auf welchen die Raupen meiner fliegenden Kühe gegrast hatten. Nun waren sie herbstlich verdünnt. Am Flachdachbetonbau der Versöhnungsgemeinde prangte ein Plakat : "Bibeltage in 13355". Zunächst sah ich nur diesen seltsamen Titel. Was das bedeuten soll: "Bibeltage in 13355". Fehlten da die Punkte eines Datums? 13.3.55? Oder war das eine ganz neue utopistische Veranstaltung, eine Vorschau auf Bibeltage im Jahre 13355? Bei näherer Begutachtung der Vortragsreihe erfuhr ich, dass 13355 die Postleitzahl von diesem Stadtteil in Wedding ist. Eine numerische Ortsbezeichnung also. Vor ziemlich genau einem Jahr war ich das letzte mal hier gestrandet. Damals noch nicht Vater, noch nicht Ehemann. Unterdessen waren ein paar Bücher zum 100. Gründungsjahr der Versöhnungskirche erschienen. Der Gottesbau stand da einst auf dem Mauerstreifen, wurde dann aber gesprengt, weil er der sicheren Bewachung des Schutzwalls gegen den Faschismus im Wege stand. Für die Bücher über diese gesprengte Kirche wurde da geworben. Dann waren Informationen über drei Projekte zur Gestaltung des Mauermuseums angeschlagen. Dazu hatte es offenbar einen Projektwettbewerb unter Architekten und Interessierten gegeben. Die ersten beiden Ideen sind mir gleich wieder entfallen. Von der dritten Idee war mir wenigstens noch der Titel in Erinnerung geblieben: "Keine Gedenkstätte". Das sollte der Titel des Mahnmals sein. Eine Furzidee, würden wir dem in gut Schweizerdeutsch sagen. Aber immerhin. Alisha war nicht aufgewacht. Und mit dieser süßen Last vor dem Bauch, konnte man sich nicht einmal aufregen. Es blieb bloss ein Staunen übrig. Durch die unterirdischen Gänge des Nordbahnhofs gelangte ich zur Invalidenstrasse und von dort weiter zur Post, um ein paar Briefe aufzugeben. Auf dem Rückweg nahm ich die Abkürzung durch den Sophienfriedhof, denn da konnte ich dem Autoverkehr entkommen und unter dem Blätterdach der herbstlich verfärbten, ehrwürdigen, Bäume wieder zum Mauerstreifen gelangen. Als ich durch das geöffnete schmiedeiserne Tor eintrat stutzte ich. Wir wurden empfangen von einer schwarzen Katze. Sie schaute neugierig auf die unerwarteten Besucher und sass wie aus schwarzem Marmor gehauen mit glänzendem Fell stolz und selbstsicher vor einer kleinen Statue, die von Efeu umrankt war. Ihr Platz war majestätisch erhöht auf einer kleinen Bühne, die wie für sie gemacht schien. Dieses Podest war aus schwarz gestrichenem Blech eine Abdeckung für eine darunterliegende Spendenkasse für die Pflege des Friedhofs. Die Katze hockte also über dem Einwurfschlitz dieser Kasse und drehte bei meinem Vorbeigehen aufmerksam den Kopf nach uns um. Seltsame Wächterfigur, Seltsamer Ort ihres Aufenthalts. Die Wege an den Grabreihen vorbei waren bedeckt mit Kastanien. Sie waren teils aus den stacheligen, grünen Hüllen gesprungen und glänzten wie Augäpfel vom Boden herauf. Alisha schlief noch immer. Während ich an den lockeren Reihen der Grabsteine vorbeiging, wurden mir die Motive der Physiker und Geomanten klar. Diese Grabsteine sind eigentlich gemeint, nicht die schwarzen Löcher, durch die man in andere Welten und Zeiten reisen könnte. Das sind die Omphalos, die Orakel, die von den Kräften des Himmels und der

Erde und von Orten der Kraft erzählen. Und hier lebt doch die Erinnerung an all diejenigen, die diese Erde bereits verlassen haben und auf andere viel feinere Weise heute bei uns sind. Auf halber Höhe des Weges beim Ausgang zur Ackerstrasse öffnete eben ein Totengräber das Tor, um mit seiner kleinen Zugmaschine und dem Anhänger den Friedhof zu verlassen. Das kleine Gefährt ratterte redlich. Eine Schaufel lag auf der leeren Ladefläche. Es war ein junger Mann mit zu einem Schwanz zusammengebundenen, langen Haaren. Eine wohltuende Ruhe lag in diesem schlichten Friedhof. Viele kleine, unscheinbare Steine markierten die Ruhestätten. Dazwischen standen hohe Bäume und viel Gewächs um die Gräber. Am Ausgang zum Mauerstreifen, wo sich die Bäume lichteten und die jüngsten Gräber lagen, bemerkte ich im Gegenlicht einen Mann, der sich bei einem frischen Grab niedergelassen hatte und einen kleinen Strauss Rosen umständlich aus dem durchsichtigen Cellophanpapier auspackte. Er gab seine Blumen zu den anderen Sträussen, die das Grab mit ihren kräftigen Farben ganz bedeckten. Als der ältere Mann mich sah, den Wanderer mit dem Baby vor dem Bauch, erhob er sich und schaute uns sinnierend nach. 4 Seit einer Stunde war ich mit Alisha unterwegs. Es war ein prächtiger, klarer Herbstvormittag. Der Himmel glich einem tiefen See, die Häuser hoben sich im Sonnenlicht hell ab. Azita hatte mir gesagt: "Komm nicht vor 12 Uhr wieder." Sie wollte noch etwas ausruhen von den Anstrengungen der Mutterschaft und von ihrer Grippe, die auszuklingen schien, sie aber doch ziemlich hergenommen und geschwächt hatte. Und dann wollte sie in Ruhe eine Dusche nehmen, bis wir wieder kämen. Mein Spaziergang führte Alisha und mich zur Sparkasse, dann trank ich in der Bar "Kapelle" bei der Zionskirche einen Tasse Milchkaffee und schlenderte im Sonnenschein über den Grenzstreifen zur Strelitzerstrasse. Da also stand ich mit der schlafenden Alisha im Beutel um 11. 45. So entschied ich, noch zur Ackerstrasse weiterzugehen, durch das Gebiet, auf welchem ich meine Raupen des kleinen Fuchses gefunden hatte, und von wo ich die Brennesseln als Futter für meine Haustiere geschnitten hatte. Die Wege in diesem Gebiet nehmen einen seltsamen Verlauf. Von der Strelitzerstrasse führt er zu nächst 100 Meter geradeaus. Da sprach ich zu Alisha : " Was würdest Du wohl über Deinen Papi jetzt sagen, bei dem was er da empfindet, diesen Weg mit Dir zu gehen, den ich hunderte Male gegangen bin, als Du noch in Azitas Bauch warst. Da ging ich hinunter, immer wieder, um Brennesseln zu holen und täglich durchstöberte ich das ganze Gebiet um Raupen der Schmetterlinge zu suchen. Du würdest sicher sagen : der Papi ist ein Lappi. Du hättest recht. " Dann aber vor einem kleinen Abhang, zweigte ein Weg links ab, führte in einer Schleife in einen zweiten Weg, der dann fast parallel zum ersten in der Ackerstrasse mündete. Vor der Mündung waren sie nochmals miteinander schräg verbunden. Doch nun, als ich da hinuntersah entdeckte ich plötzlich zwischen dem Weg und der Baumreihe an der Bernauerstrasse ein seltsames Gebilde. Auf meiner Wiese stand da ein etwa drei Meter hohes Gehege aus massivem Maschendraht, der an armdicken Holzpfählen befestigt war. In dem etwa drei auf zwei Meter grossen abgesteckten Gebiet standen zwei seltsame in orange Planen eingepackte Gebilde. Von weitem musste man vermuten, es seien technische Apparate darunter geschützt, Pumpen oder Transformatoren. Am Gehege waren an allen vier Seiten Tafeln befestigt: "Betreten der Baustelle verboten, Eltern haften für ihre Kinder." Da war ich also angesprochen in meiner Verantwortung für Alisha vor meinem Bauch. Doch die Gebilde sahen so in nichts nach etwas Lebensgefährlichem aus. Das eine glich in den Konturen der orangen Plane entfernt einem Pferd, einem mannshohen, trojanischen oder Schaukelpferd vielleicht. Das zweite Gebilde besass dieselbe Höhe von vielleicht

eineinhalb Metern, war aber kleiner als das erste. Unter der Plane lugten mächtige Holzbalken hervor, auf denen offenbar die eingepackten Objekte ruhten. Sie mussten sehr schwer sein, dass man sie auf Balken von der Grösse von Bahnschwellen stellen musste. Seltsamerweise aber waren diese Balken an den Enden geschnitzt. Grob zwar nur waren da Verzierungen in Form von geschwungenen Blättern zu sehen, und die Längsseiten der Balken waren ebenfalls in schlichten runden Rillen an den Ecken gestaltet und gehobelt. An einem Ende eines solchen Balkens ragte eine ellenlanger dicke, verkrümmte Eisenstange heraus. Sie trug am Ende ein Gewinde mit einer schweren Mutter. Da musste der Balken also befestigt gewesen sein. Die Enden der anderen Balken waren teilweise verrottet. Die Balken machten einen wertvollen Eindruck. Sicher aber waren sie zu wertvoll, um nur als Gestell unter einer Pumpe verwendet zu werden. So entstand nach und nach die Idee, dass da eventuell zwei Kunstwerke aus Metall darunter liegen könnten. Zwei Plastiken, die vielleicht auf diese Hölzer montiert waren. Durch die Verpackung in den orangen Planen mit den starken Stricken, die gekreuzt, längs und quer über die Objekte festgezurt waren, musste ich an den verhüllten Reichstag denken, aber auch irgendwie an Tinguely. Mit roter Schrift war von Hand auf eine weisse Tafeln geschrieben worden. "Achtung, Lebensgefahr!" Das konnte also auch eine Rauminstallation sein, eins dieser modernen Objekte mit denen man die Menschen beschäftigen wollte, ohne sich selbst damit beschäftigt zu haben. Die Warnung klang keineswegs glaubhaft. Auch weil die Tafel von Hand geschrieben war und so inoffiziell aussah und die Schrift im Vergleich zu ihrem Inhalt so dünn und ungefährlich wirkte. Dies konnte nur jemand geschrieben haben, der nicht wusste was er schrieb, oder aber wusste, dass das, was er schrieb, eigentlich nicht stimmte. Das Gehege stand präzis in dem Gebiet, wo ich das Photo zu meinem Bild "Mittags in den Kräutern" gemacht hatte und auch wenige Meter neben der Stelle, wo ich vom kräftigsten Stock meine Brennesseln für die Raupenfütterung geerntet hatte. Als ich um das Gehege herumging, bemerkte ich die Lösung des Rätsels auf einer weiteren Tafel : " Glocken der Versöhnungskirche, Infos : Bernauerstrasse 111. " Diese Erklärung erschütterte mich. Nun konnte ich auch die Glocken unter den Planen erahnen. Es mussten drei Stück sein. Unter der Pferdeplane standen zwei nebeneinander, gemeinsam eingepackt. Die dritte war einzeln verhüllt. Und die Balken waren natürlich die Überreste des Glockenstuhls, an denen sie einst aufgehängt waren. Was aber suchten diese verpackten, eingezäunten, Glocken da und weshalb stand da etwas von "Baustelle" und von Eltern die für ihre Kinder haften und Lebensgefahr? Ich begab mich sogleich zur Bernauer 111, wo sich das Gemeindehaus der evangelischen Versöhnungskirche befand. Der Haupteingang war jedoch verschlossen. Ich bemerkte dort einen Anschlag dass heute der Kurs in Hatha-Yoga ausfallen müsse, wegen Krankheit. Die Öffnungszeiten besagten aber , dass man von 9 bis sechzehn Uhr im Büro, das sich gleich daneben befand, eintreten könnte. Als ich dort durch die ganz aus Glas bestehende Front, in der sich die Türe zum Büro befand hineinschaute, war es darin so dunkel, dass ich nur ein Architekturmodell des Mauermuseums erkennen konnte. Und dahinter, hinter einer weiteren Glaswand einen Mann, der am Telefon war, mich aber nicht sah. So kehrte ich um und entschied, später vielleicht nochmals zu kommen. Ich trat unter dem schweren Betonvordach des Eingangs auf den Gehsteig hinaus ins warme Sonnenlicht, das zwischen den herbstbunten Bäumen hindurch schien. Da blieb ich kurz stehen. Ich sah, wie ein Mann das Büro des Gemeindehauses durch die Türe verliess vor der ich zuvor gestanden hatte. Meine Blick richtete ich nun zum Grenzstreifen hinüber, ich blieb aber auf dem Gehsteig stehen, betrachtete die Menschen, die auf den Autobus

warteten und zündete mir eine Zigarette an. Es war eine West. Sven hatte mir gestern das Paket ins Atelier gebracht, als wir seine Korrekturen zu meinem Text über die Wiesenschaft besprochen haben. Hier nun eine West zu rauchen machte tatsächlich Sinn. Das vergass ich aber gleich wieder. Plötzlich spürte ich, wie etwas auf meinen Kopf fiel und dann neben Alisha im Tragebeutel liegen blieb. Es war der Propeller des Ahornbaumes, eine dieser Nasen des Ahorns. Ich musste lachen und dachte dabei : "Du bist ein Schlingel, ehrlich." Nun kehrte ich wieder um und trat nochmals auf die Glasstüre der Büros des evangelischen Versöhnungsgemeinde zu. Nun konnte ich in der Dunkelheit erkennen, dass da ein Mann war, den ich zuvor nicht gesehen hatte. Er sass mit dem Rücken zur Türe vor einem Computer und telefonierte. Ich betrat den Raum. Der ältere Herr, der gerade irgendwelche Daten des Anrufers in eine Windowsmaske eintippte, schaute kurz zu mir auf. Ich grüsste und sagte, ich sei wegen dem Buch über die Versöhnungskirche gekommen. Ob man es hier kaufen könnte. Er fragte ob ich warten könnte. Ich bejahte. Während er weiter mit seiner Maus in der Maske auf dem Bildschirm herumfuhr und Telefonnummern eintippte, schaute ich mich um. Es stand da noch ein zweites Pult, auch mit Computer und einer ganzen Menge von Zetteln und Akten und Prospekten übersät und daneben noch ein Pult mit einem Computer im Towergehäuse. Der Raum war halbiert mit einem Regal in welchem reihenweise Ordner standen, auf einem Tisch lag ein Stapel Zeitschriften mit dem Titel "Der Rabe Ralf, Umweltabhängiges Magazin," dazu Flugblätter über Bibelgespräche, Infos über Kurse und dergleichen. In nichts unterschied sich dieses Büro von dem eines Immobiliemaklers, eines Greenpeaceshops, Versandhausbestellcenters, oder einer Behörde ausser in der etwa grösseren Unordentlichkeit und in der Dunkelheit, die da herrschte. Ich konnte beim besten Willen keine Anhaltspunkte finden dafür, dass dies das Büro einer religiösen Gemeinschaft sein sollte. Ja, mit sehr viel Phantasie konnte man im Towergehäuse des Computers vielleicht noch das Modell eines modernen Kirchturms erblicken. Während ich gelangweilt den "Raben Ralf" durchblättert trat aus dem nur mit Glas begrenzten Gang durch eine Glastüre ein junger Mann ein und setzte sich ans zweite Pult. Er schaute mich fragend an, ich trat zu ihm und unterbreitete mein Begehren, ob es hier das Buch über die Versöhnungskirche zu kaufen gäbe, für welches man am verschlossenen Eingang des Gemeindehauses Werbung mache. Er schaute etwas konsterniert in die Runde und sein Bedauern war schon zu spüren. Das Buch lag auch nirgend auf. Und es schien , als ob er danach suchen würde, obwohl er wusste, dass hier im Büro eigentlich keins sein konnte. Dann tauschte er mit dem älteren Mann, der sein Telefongespräch unterdessen beendet hatt ein paar kurze Worte, in denen es um einen Raum oder einen Kasten oder einen Tresor ging, der vielleicht nun geschlossen sei, und in welchem wahrscheinlich die Bücher oder aber die Kasse lagerte. Es schien also Komplikationen zu geben. Deshalb richtete ich das Gespräch nun auf den Kern meines Besuches und erklärte dem jungen Mann, dass ich die verpackten Glocken auf dem Grenzstreifen gesehen hätte. "Wie haben sie bemerkt, dass das Glocken sind", verwunderte er sich. "Es steht angeschrieben" entschuldigte ich mich. "Ach ja." erinnerte er sich. "Wollen sie sich setzen" fragte er , indem er auf den Klappstuhl aus Chromrohren und gelochtem Blech vor seinem Glastisch wies. Es war aber nicht einfach sich da hinzusetzen, weil ich ja Alisha im Tragebeutel vor meinem Bauch trug. "Warum stehen diese Glocken da", konkretisierte ich meine Frage. "Also, begann er, "1985 wurde die Versöhnungskirche gesprengt..." "Das weiss ich bereits" versuchte ich die Einleitung abzukürzen. So erfuhr ich anschliessend, dass die Glocken an genau dem Ort stünden, wo einst der Kirchturm der

Versöhnungskirche gestanden hätte. Da wollte man nun ein Holzgerüst bauen, um die Glocken einzuhängen, damit man sie wieder läuten konnte. Der freundliche Mann erklärte dazu, dass ja der Streifen nun schon seit Jahren nutzlos brachliege und dass man da etwas machen müsste. Die Idee sei also, dieses Holzgerüst mit den Glocken aufzustellen und die Fundamente der früheren Kirche abzustecken, vielleicht mit Steinen auszulegen und den früheren Boden der Kirche mit grobem Kies aufzufüllen, damit man sehen könnte, wo genau die Kirche gestanden habe. Mir fiel gleich auf, dass man selbst in Verteilstellen von umweltbewussten Magazinen unheimlich Schwierigkeiten zu haben schien mit nutzlosem Land, und dass dieser Widerspruch, ja, diese Faulheit des Denkens, mich eigentlich an der ganzen Umweltszene anekelte. Der junge Mann war aber sympathisch und hilfsbereit. Und mein Vorwurf hätte ihn bestimmt ganz unschuldig getroffen, da er ja dafür nicht verantwortlich wäre. Ich bin ja meist auch höflich, besonders bei Sonnenschein, und wollte ihn nicht belästigen mit einer Diskussion über den Widerspruch des Umweltschutzes und der Denk- und Mahnmalpflege. Deshalb erklärte ich ihm nur kurz, dass ich Künstler sei und mich für den Grenzstreifen sehr interessieren würde. In kurzen Zügen erzählte ich ihm von den Kräutern und Unkräutern die da wüchsen und dass es genau dieses vermeintlich Unnütze sei, das diesem Grenzstreifen seine besondere Bedeutung gäbe. Diese Unberührtheit sei eine Chance zur Betrachtung, wie eine Wunde zuwächst. Als ich von den Schmetterlingen erzählte, den Schwalbenschwänzen und so, bemerkte ich in den Zügen meines Gegenübers eine Mischung aus Mitleid und ungläubigem Interesse. Um ihm nicht Anlass zu geben, mich als geistig Verwirrten zu betrachten, lenkte ich das Interesse auf den Grundriss der Kirche. Dieser Stemmbogen ins Technische lockerte die Atmosphäre augenblicklich. Er holte einen Plan, den er offenbar griffbereit abgelegt hatte hervor und erläuterte ihn mir. Irgendwie schien er auch Angst zu haben, dass da jemand kommt, der diese Idee des Glockengerüsts behindern könnte. Es war mehr diese Unsicherheit, dass er meine Absichten nicht erkennen konnte, oder dass er den angegebenen Motiven nicht folgen konnte, die ihn so dienstfertig machten. Der Plan der Versöhnungskirche aber war für mich höchst interessant. Der Grundriss der Kirche war nicht länglich, wie ich immer angenommen hatte, sondern fast quadratisch. Der Turm stand zur Bernauerstrasse hin und das Kirchenschiff erstreckte sich zum Sophienfriedhof hin. Es stand also wie ein Riegel oder eine Staumauer quer über den Grenzstreifen. Ich erhielt die Auskunft, dass die Glocken, die wertvollen Gegenstände und der Altar vor der Sprengung entfernt worden seien und vom Ostteil der Versöhnungsgemeinde eingelagert worden seien. Da man die Glocken nicht für einen anderen Kirchturm verwenden konnte, der dazu zu wenig stabil gebaut wurde, sei nun das Projekt zur Erstellung dieser Turmmarkierung gekommen. Weil ich angegeben hatte Künstler zu sein, erhob sich dann der junge Mann, um mir ein Flugblatt über eine demnächst geplante Rauminstallation auf dem Streifen zu geben. Es schien sich dieser Streifen also für Veranstaltungen jeder Art geradezu anzubieten. Die scheinbare Leere musste unheimlich provozierend und beschämend wirken. Da man den Blick nicht auf die Dinge lenken wollte oder konnte, die aus dieser Wunde hervorbrachen, musste man sie also mit solchen Pflastern immer wieder zudecken. Letztes Jahr hatte man noch ein Zirkuszelt in den Abschnitt zwischen Brunnen und Chornierstrasse gestellt, da soll nun demnächst ein Altersheim gebaut werden. Das Buch war tatsächlich in einem Kasten oder so eingeschlossen und der Mann entschuldigte sich, dass er auch nicht wüsste, was das Buch koste. Als ich ihn fragte, ob es denn in Buchhandlungen erhältlich sei, sagte er, dass diese es wahrscheinlich bei ihnen hier bestellen müssten, aber dass es dann wahrscheinlich

teurer sei. Ob ich morgen kommen solle, erkundigte ich mich. "Besser nächste Woche, dann sind alle wieder im Büro". Damit verabschiedete ich mich von dem zuvorkommenden Mann und spazierte mit Alisha nochmals zum Ort, wo die verhüllten Glocken in diesem Hochsicherheitsgehege standen. Da nun fiel mir auf, dass der Brennesselbusch, von dem ich die Futterpflanzen für meine Raupen gepflückt hatte, genau im Altarraum der früheren Kirche stand und dass das Photo, das ich als Studie zum Bild "Mittags in den Kräutern" gemacht hatte, in unmittelbarer Nähe des Kirchturms entstanden war. Ich war also, ohne es zu wissen fast täglich zur Kirche gegangen, um da die Brennesseln vom Altar zu holen. Zuhause angekommen traf ich Azita schlafend an. Sie erwachte, bemerkte, dass sie zu lange geschlafen hatte, um jetzt noch Duschen zu können, da Alisha um 12 Uhr gefüttert werden musste. Als ich Alisha wickelte und sie nackt auf dem Wickeltisch lag, erzählte mir Azita davon, dass sie vorhin einen lustigen Traum gehabt hätte. Wir seien im Auto unterwegs gewesen in einem Wald. Das Auto sei aber auch ein Schiff gewesen. Und der Wald auch ein See mit glasklarem Wasser. Das Autoschiff sei eine Art Glasbodenboot gewesen, man hätte da im Wasser eine Menge von Fabelwesen gesehen und auch die Wurzeln der Bäume. Der Wald habe wunderschön ausgesehen, So wie jetzt, die Pracht der Bäume im Sonnenglanz. Und die Sicht ins Wasser sei phantastisch gewesen. Plötzlich sei unter dem Bootauto eine grosse Schlange durchgeschwommen. Ein schönes, mächtiges Tier eine Phyton. Azita sagte, sie hätte Angst gehabt vor der Schlange, obwohl sie wirklich ganz wunderbar ausgesehen habe. Ich hätte sie beruhigt und gesagt : "Die macht uns doch nichts" . So wie ich oft sagen würde, dass sie keine Angst haben solle. Es waren da noch weitere Fabelwesen, die sie nicht näher beschreiben konnte. Dann aber sah sie auf dem Augendeckel von Alisha einen kleinen Wurm. Er sah aus wie die Made der Mehlmotte, die Azita gestern an der Schachtel ihrer Iranischen Kekse entdeckt hatte, und vor der sie sich geekelt hatte. Der kleine Wurm war eine Art Blutegel, der am rechten Augendeckel von Alisha saugte. Als Azita mir dies ängstlich bedeutet, hätte ich erklärt : "Ach ja, das ist der Egel, der gestern an meinem Augendeckel gesaugt hat", dann hätte ich ihn von Alishas Auge weggenommen. Azita hätte protestiert und gesagt : "Den kannst Du doch so nicht wegnehmen, du musst ihn rausdrehen, wie bei den Zecken, sonst bleibt der Kopf drin. " Ich aber hätte sie wieder beschwichtigt und gesagt : "Nein, nein, das ist schon gut. Das ist ein Egel und keine Zecke. Die kleine Wunde heilt bald zu." In der nächsten Szene hätte sie ihre Schamhaare abrasiert gehabt. Und wir seien miteinander ins Bett gegangen. Doch ich hätte ihr dauernd gesagt, während wir miteinander schliefen : "Nein, das musst Du nicht so machen, so musst Du das machen." So hätte ich sie ständig belehrt, bis sie die Lust verloren hätte. Dann sei ich mit Alisha im Zimmer erschienen und sie sei aus dem Traum erwacht. Der Traum musste genau in der Zeit stattgefunden haben, als Alisha und ich den Glocken begegnet sind und das Büro der Versöhnungskirchgemeinde West besucht hatten.

Berlin September 1995

Ein lautes Schweigen hat mich erfasst. So auffällig kann man nichts sagen. Neben dem eigenen Vater hergehen durch die tristen, aufgerissenen Strassen, an den in Baugerüsten verpuppten Häusern vorbei. "Es gibt noch viel zu renovieren". Die Mutter hat immer den Blick für das, was getan werden muss. Alisha hängt in einem Beutel vor meinem Bauch und schläft. 21 Tage ist sie alt. Das Kamel trägt sie durch die sonntäglich bevölkerte Pracht. Schmetterlinge kurven im warmen Sonnenlicht. Über den Steg beim Bodemuseum betreten wir den Flohmarkt. Ein Gewimmel von Leuten. Sie rieseln wie Sandkörner den Ständen entlang. Alles alte Bücher. Die Überlebenden. Das Alte ist ein Faszinosum. Erinnerungsarbeit. Drei Generationen. Tradition zu kaufen. Gekauft, gehasst, verkauft, fortgeworfen, vermisst, geliebt, gekauft. Jeder Umgang verdünnt. Erinnerungen halten die Dinge am Leben. Wenn sie abbrechen, verschwinden sie. Thomas sagt : "Der Wal kann nicht aussterben solange es das Wort Wal noch gibt". Das ist die Kraft der Erinnerung, die Macht des Mythos. Ein Wort ist noch übriggeblieben und in ihm hat sich das Leben ein letztes Kistchen geschaffen, für die ungewisse Überfahrt, um über das grosse Wasser der Flut zu treiben, bis aus ihm eine Taube ausgesendet wird und sie wieder Land findet, wo das Verpuppte in der Worthülle wieder ausschlüpfen kann. Alte Bücher haben etwas Flehendes, wie die Frau an der Anklamerstrasse. Diese zerfurchte, verdörrte, verblichene Greisin, die den ganzen Tag am Fenster steht und das Vorbeigehen bestaunt. Es ist unglaublich, dass es für sie auch ein Heute geben soll. Ein Jetzt. Dass das Fenster noch offen ist. So seh ich meinen Grossvater, wie er am Fenster sitzt und über den Garten vor dem Haus auf die Strasse schaut und zum Rössli hinüber. Wer geht da ein und aus? Woher kommt der Bus mit den Ländlerfreunden, die ihre Kinder in das kleine Tufertschwiler Dineyland schicken. Auf der Wiese, wo früher Zwetschgenbäume standen, wurde eine Eisenbahnschiene verlegt. Eine Schaukel, ein Plastikkrabbelrohr. Die ganze Peinlichkeit des Lebens beschaute sich mein Grossvater. Staunen über den Gang der Welt, dass sich das Dorf so verändern konnte. Die Katholiken gehen jetzt mit den Reformierten in die Schule. Heubergers Sekzeugnis hat mein Vater zerrissen. Im Alter von 66 Jahren. Beim Zügeln sei es ihm in die Hände gekommen. Das hätte ihn so aufgeregt, dass er es zerriss. Er war der einzige Reformierte in der Sekundarschule. Heuberger hat ihm immer wieder vorgehalten, was das für eine Schweinerei der Reformierten sei, all die Bilder zu zerstoren und aus den Kirchen zu nehmen. "Was konnte ich dafür, war ich dafür verantwortllich" sagte mein vaetr gestern. Die Katholiken haben ale Stechpalmen in den Wäldern abgeschnitten für den palmsontag und über die Jobnschwiler erzählte man unter sich die Geschichte von den Maienkäfern. Eines tages hätten sich die Jonschwiler entschieden, alle Maienkäfer einzusameln. Ale Bewohner schärmten mit Kesseln und Gläsern aus. Sie schüttelten die vollgefressenen Käfer von den Bäumen. Dann schüttete man sie in ein grosses Holzfass. das Holzfass wurde in die Kirche gebracht. Da hat der Pfarrer die Maienkäfer zum Tode verurteilt. Dann brachte man das verschlossene fas zum Jonschwiler felsen und warf es über den Abgrund in die Thur hinuter. Da schlug das fas aber auf einen felsen auf, zerbrach und alle Käfer flogen davon. Für ein Krähenei zahlte die gemeinde 20 rappen für ein paar Krähenfüsse 50 Rapen. Die Scherrers seien besonders schiesswütige Kerle gewesen. Sie hätten jeweils alötes Brot mit Schnaps getränkt und auf die Felder geworfen. Die Krähe wurden betrunken. Man konnte sie dann von hand einsammeln, totschiagen und ihre Füsse zur Gemeinde bringen. Weshalb die Krähen so verhasst waren konnte mein vater nicht sagen. Alles

alte Geschichten. Heute steht in Tuferschwil eine Schaukäserei. Ein Alpendisneyland der Eigenmanns hat sich auf die grosse Wiese unterhalb des Hauses meiner Grosseltern ausgebreitet. Da kommen jetzt die Städter mit Bussen. Die Büsser kommen. Das Bauernleben wird da vorgeführt. Eine Kuh, ein Bauer, ein Käser, ein Schweinestal. Alles nur Theater. gegen Eintritt. Sei nicht traurig Grossvater. Du hast nichts falsch gemacht. Dein lebendiges Gesicht und selbst die heute zum Kitsch vergärrte Mühsal Deines Lebens ist bis nach Berlin gekommen. Und selbst da gibt es noch Wiesen, wie Du sie noch kanntest. Deine Urenkelin ist 21 tage alt. Ja, Grosi, Deine gütigen Augen und deine warmen, roten Wangen glühen noch heute. Und der Bräker Ulrich steht daneben und sagt : "Alles wie gehabt, Nur die Bühnenbilder haben etwas gewechselt." Wie kann man heute noch Bauer sein? Meine Kühe fliegen. Bauer bin ich nicht. Eher Hirte. Ein Stadthirte. Meine Kühe sind die Schmetterlinge. Ich lebe von dem, was sie mir geben. Seelenmilch. Daraus mach ich Rahm und Butter und Käse. Weshalb hat das niemand gemerkt? Das ist doch nicht schwer, sowas zu sehen. Das Idyll des Waldes im Winter, in welchem ich Dir al Knobli helfen durfte, Fallholz zusammenzuschlepen, aus dem Du die Büscheli für den Winter machtest. Das Idyll ist noch da. Es trägt nicht in meinem Herzen. Da nicht. Mir scheint, dass Deine Sehnsüchte mit mir mitgekommen sind. Kannst Du verstehen, dass ich schweige? So unnütz wie mein Tun in dieser Welt scheint. Als meine Eltern mein Atelier besichtigten, wagte ich kaum von all den Dingen zu erzählen, an denen ich denke, die ich da hüte. Und von meinem Käse, dem Mekonium, das ich als Stadthirte meiner fliegenden Kühe von der Wiese terschüttelt habe zu einem Nichts mit Etikett. Wie kann da in solchen Fläschchen etwas drin sein, wenn doch nichts drin ist für diese Welt? Wie sag ich's meinen Eltern? Mit dieser Stadt habe ich doch nichts zu tun. Nur mit dieser Wiese gleich neben meinem Haus. Man muss das zuerst mal merken. Hab ja auch gedacht ich sei hiergekommen, wegen der Stadt, wegen der Galerien, wegen der Kulturmetropole, weil ich dachte, dass da ein Einkommen für Azita und mich und jetzt für Alisha zu erhalten sei. Nun aber merk ich, dass mein Einkommen von dieser Wiese kommt, auf der die Hunde scheissen, wo in einem Versteck zwischen Brennesseln die Penner auf der Flucht übernachteten, wo die leergetrunkenen Bierflaschen liegen, die weggeworfenen Schuhe und Kleider, Bretter. Der ganze urbane Kompost auf dem Acker des Unnützen. Da bin ich Hirte. Und ch kämpfe dafür, meine Aufgabe ernst zu nehmen, wenn alle lachen. Das Gefühl kennst Du sicher auch. Und mein vater het mir mal eine Szene beschrieben. Deine Frau musste arbeiten gehen in Bütschwil in einmer Stickerei. Grosi ist zu Fuss von Tuferstchwil zu Fuss nach Lütisburg gegangen. Und mein Vater sass als kleiner Junge auf der Treppe vor der Eingangstüre des "Grüebli"-Hauses und hat gewartet bis sie abends nach hause kam, zu Dir und Euren sechs Kindern. Du kennst das Gefühl, alles zu geben an Deinem Platz und nicht zu schauen, was man dafür erhält. Auch wenn keine Kuh mer Dir gehörte, sie gehörten alle den fetten Viehhändlern, die sich in Lichtensteig am Markt trafen und bündelweise Geld im Sack hatten. Du kennst das Gefühl, dass Deine Kinder in die Stadt gingen, dass meine Eltern mich da in Zürich Daniel taufeten und nicht Heinrich. Ja, der Daniel, den Du kanntest, war vielleicht ein Schlufi, er war reich und fiel von seinem Pferdewagen und wurde arm und nicht mehr gesund. Und schau, ich bin vielleicht auch ein Schlufi und auch vom Charre gheit, aber man kann die Wiesen nicht hassen, weil sie einem nicht das geben, was man für sein Leben braucht. Die Wiese kommt zurück und hilft dann, wenn Du sie wirklich brauchst, dann, wenn sie niemand mehr will, wenn sie niemand mehr braucht, wenn sie aufgegeben ist, unnützer bracher Boden. Genau dann kommt sie wieder. Mitten in Berlin. Und da

wächst jetzt der stolze Heinrich (Natterwurz). Für Dich war dieser stolze Heinrich noch ein Unkraut, das deine Kühe gemieden haben. Meinen Kühen aber dient der stolze Heinrich als himmlisches Futter. Das ist mein Stolz, wenn ich respektvoll an Dich denke.

Berlin tagebucheinträge September 1995

Man will sich immer selbst zuvorkommen. Im Tun mit dem Denken. "Das täte ich jetzt gerne, aber ..." und im Denken mit dem Tun, "Wenn ich das gewusst hätte ..." Nun aber, da ich es weiss, kann ich das nicht mehr tun. Nur Neues, Anderes noch. Man tut immer das, was in den Zwischenräumen zwischen dem Tun und dem Denken noch wächst. Dieses Tun ist eine Nische des Ungewollten. Eine Peinlichkeit. Es ist nicht das Tun peinlich und nicht das Denken. Peinlich ist das ungewollt Getane, das beim Nachdenken erscheint und peinlich ist auch das ungewollt Gedachte, das beim Tun erscheint. Davon leben wir, von dieser Peinlichkeit. Es gibt Bilder für dieses Peinliche. In Berlin ist es der Mauerstreifen. Eigentlich lebt die ganze Stadt von ihm, weil da nichts getan und nichts gedacht wird. Er liegt brach. Alles, was man da tun könnte wird bedacht und das ungewollte daran lädt zum Vergessen ein. Nein, die Wiese da ist nicht vergessen. Im Gegenteil. Sie ist so sehr Teil unseres Lebens, dass sie unberührbar ist. Deshalb wächst dort etwas heran, was die Wut und Enttäuschung zuerst zur Peinlichkeit führt und vor lauter Betretenheit kann man den Garten des Ungewollten von Berlin nicht mehr betreten. Thomas und ich auf dem Flughafen. Flügel aus Blech. Ein aufgeschnittenes Triebwerk als Modell. Wir sitzen im Restaurant. Gelsemium C 200 gegen die Flugangst. Thomas geht auf die Toilette. In meinem Feuerzeug sieht man das Gas. Es ist da flüssig und auch eine grosse Luftblase ist im durchsichtigen orangen Gehäuse sichtbar. Das Feuerzeug hat zwei Kammern. Wenn ich es waagrecht halte, ist es eine Wasserwaage. Die Blase kann sich zweiteilen, in jede der beiden Kammern gelangen. Ich drehe das Feuerzeug und schaue der Blase zu. Als Thomas von der Toilette zurückkommt erzähle ich ihm, was ich da gesehen und gedacht habe. Da ist also Gas drin und es ist flüssig und wenn man das Rädchen über den Feuerstein dreht erscheint eine Flamme. Sie brennt. "Wenn man in das Gas homöopathisch ein Mittel einfüllen würde, dann wäre das also das Fernsehen der Gestalt dieses Mittels. So müsste das heute gemacht werden. Die Zeit der Homöopathie ist abgelaufen." Es erschreckt mich, dass wir so miteinander reden und uns sogar dabei verstehen können. Dieser Schrecken ist noch ein Rest der Geborgenheit, die in unserer Begegnung liegt. Und auch geteiltes Leid darüber, dass wir damit einsam sind, verloren das runde Flughafengebäude durchkurven und uns unterhalten darüber, dass ich nicht zuviel wissen will, damit ich es noch tun kann und er nicht zuviel tun will, um sich am Wissen zu erfreuen. Freude ist bei allen Gegensätzen so verbindend. Man trifft sich auf der Wiese zwischen dem Gewollten. Der eine von der Seite, der andere von dieser Seite. Da stehen wir dann und könnten auch anders, aber wir wollen nicht. Wegen dem "Wollen". Vielleicht wenn wir müssten. Unter Zwang sozusagen. Aus Trotz gegen den Trotz es dann doch tun. Nur um dem Zwang zu entweichen. Dann genau nicht mehr wehren, nicht mehr trotzen. Der Zwingli würde uns vielleicht endlich erscheinen und uns zwingen zum Ungewollten. das könnte er dann aber nicht, weil wir uns ja gar nicht wehren wollen. Wenn wenigstens ein Zwang da wäre, den man noch Ernst nehmen könnte. Wer aber sollte uns zwingen, etwas zu erklären, was niemand wissen will. Wir sind es ja, die sich ungeborgen fühlen unter all denen, die das nicht verstehen. Die ändern nicht. Dass man sowas nicht verstehen kann ist unglaublich. Und man denkt dabei, dass es die meisten eben nicht verstehen wollen. Das ist peinlich. Peinlich für uns. Wie sag ich's meinem Kinde? Ich hätte vieles begriffen, wenn man nicht versucht hätte, es mir zu erklären. Wir haben jetzt also ohne Nutzen und ohne Absicht und völlig unsinnig und ungewollt ein Mittel in der Hand. Mekonium heisst das, Puppenharn. Das ganze

homöopathisch C 30. Dreissig mal habe ich hundert Tropfen Alkohol in ein sterilisiertes Fläschen gezählt, dann ein Tropfen der letzten Potenz dazugegeben und zehn mal geschüttelt. Mekonium C 30. Und jetzt? Das ist doch schon alles gemacht und gedacht. Ist es nicht verückt. "Wir könnten jetzt entscheiden, wir machen eine Firma, produzieren dieses Mekonium, füllen es in Fläschchen, mit dem Bild der Schmetterlinge drauf, schreiben einen Leitfaden "Welcher Schmetterling bin ich?" Dann organisieren wir den Vertrieb, am besten über Californien, L.A. wäre zum Beispiel kaputt genug. Mars- Saturn sagt doch niemandem etwas. Man muss sagen es hilft gegen Allergien, Pickel, Depressionen, Unfruchtbarkeit, gegen Krebs und Aids also gegen alles. Und wir würden ja nicht mal lügen wegen dem, was wir da sagen würden. Es hätte einfach mit uns dann nichts mehr zu tun, aber gelogen wäre das nicht. Aber wir haben es ja nicht gedacht als Mittel gegen etwas. Es soll doch ein Mittel für etwas sein. Doch das zu erklären? Und ob man das dann noch will? "Eigentlich kann man das Mittel mit gutem Gewissen niemandem geben heute." Wer verschreibt schon ein Mittel für Peinlichkeit und Einsamkeit und Angst. Ausser es würden alle davon nehmen. Dann wäre es Heiterkeit. Aber wenn einer nicht mitmacht, haut es nicht hin. Es müssen immer alle davon nehmen, dann ist jedes Mittel recht. Das Informationszeitalter hat seine Tücken. Die Information ist ein Mittel zur Verabreichung von Gestalt auf einer neuen Ebene. Nicht auf der Zunge, nicht über die Schleimhäute, nicht als Tee und Aufguss, nicht als Feststoff. Nein, als Licht, Feuer, wenn man so will. Gestalt durch Feuer. Technisch zwar, als Licht. Das Feuer ist angesprochen, als das Element, durch welches Gestalt noch zum Menschen dringt. Das ist ein Bild, wie es abgeleitet wird, ein Bild, wie es geahnt wird. Gemeint ist das Fernsehen der Gestalt im Gas des Feuerzeugs. Durchs Auge und durch Wärme. Nicht nur Licht, Nein, durch Wärme.

Wie lange lebt ein Mensch ohne Nahrung : Drei Wochen
Wie lange lebt ein Mensch ohne Wasser : Drei Tage
Wie lange lebt ein Mensch ohne Luft : Drei Minuten
Wie lange lebt ein Mensch ohne Feuer

Das ist die Hauptfrage. Der 20.Tag

Sonntag 17.9.1995 Spaziergang mit Eltern, Azita und Alisha. Elisabethenkirche, Rosenthalerplatz, Hackescher Markt über den Steg am Bodemuesum vorbei zum Trödelmarkt. Kaffe im Zeughaus. Zurück am Dom vorbei.Christian keller besucht uns. Gespräch im Atelier. Fondueessen. Ein lautes Schweigen hat mich erfasst. So auffällig kann man nichts sagen. Neben dem eigenen Vater Hergehen durch die tristen, aufgerissenen Strassen an den in Baugerüsten verpuppten Häusern vorbei. "Es gibt noch viel zu renovieren". Die Mutter hat immer den Blick für das, was getan werden muss. Alisha hängt in einem Beutel vor meinem Bauch und schläft. 21 Tage ist sie alt. Drei mal sieben Tage. Das Kamel trägt sie durch die sonntäglich bevölkerte Pracht. Schmetterlinge kurven im warem Sonnenlicht. über den Steg beim Bodemuseum betreten wir den Flohmarkt. Ein Gewimmel von Leuten. Sie rieseln wie Sandkörner den Ständen entlang. Alles alte Bücher. Die Überlebenden. Das alte ist ein Faszinosum. Erinnerungsarbeit. Drei Generationen. Tradition zu kaufen. Gekauft, gehasst, verkauft, fortgeworfen, vermisst, geliebt, gekauft. Jeder Umgang verdünnt. Erinnerungen halten die Dinge am Leben. Wenn sie abbrechen, verschwinden sie. Thomas sagt : "Der Wal kann nicht aussterben solange es das Wort Wal noch gibt". Das ist die Kraft der Erinnerung, die Macht des Mythos. Ein Wort ist noch übriggeblieben und in ihm hat sich das Leben ein letztes Ksitche geschaffen, für die

ungewisse Überfahrt, um über das grosse Wasser der Flut zu treiben, bis aus ihm eine Taube ausgesendet wird und sie wieder Land findet, wo das Verpuppte in der Worthülle wieder ausschlüpfen kann. Alte Bücher haben etwas flehendes, wie die Frau an der Anklamerstrasse. Diese zerfurchte, verdorrte, verblichene Greisin, die den ganzen Tag am Fenster steht und das Vorbeigehen bestaunt. Es ist unglaublich, dass es für sie auch ein Heute geben soll. Ein Jetzt. Dass das Fenster noch offen ist. So sehe ich meinen Grossvater, wie er am Fenster sitzt und über den Garten vor dem Haus auf die Strasse schaut und zum Rössli hinüber. Wer geht da ein und aus. Woher kommt der Bus mit den Ländlerfreunden, die ihre Kinder in das kleine Tufertschwiler Dineyland schicken. Auf der Wiese, wo früher Zwetschgenbäume standen, wurde eine Eisenbahnschiene verlegt. Eine Schaukel, ein Plastikkrabbelrohr. Die ganze Peinlichkeit des Lebens beschaute sich mein Grossvater. Staunen über den Gang der Welt, dass sich das Dorf so verändern konnte. Die Katholiken gehen jetzt mit den Reformierten in die Schule. Heuberger's Sekzeugnis hat mein Vater zerrissen. Im Alter von 66 Jahren. Beim Zügeln sei es ihm in die Hände gekommen. Das hätte ihn so aufgeregt, dass er es zerriss. Er war der einzige Reformierte in der Sek. Heuberger hat ihm immer wieder vorgehalten, was das für eine Schweinerei der Reformierten sei, alle Bilder zu zerstören und aus den Kirchen zu nehmen. "Was konnte ich dafür, war ich dafür verantwortlich" sagte mein Vater gestern. Die Katholiken haben alle Stechpalmen in den Wäldern abgeschnitten für den Palmsonntag und über die Jonschwiler erzählte man unter sich die Geschichte von den Maienkäfern. Eines Tages hätten sich die Jonschwiler entschieden, alle Maienkäfer einzusammeln. Alle Bewohner schürmten mit Kesseln und Gläsern aus. Sie schüttelten die vollgefressenen Käfer von den Bäumen. Dann schüttete man sie in ein grosses Holzfas. Das Holzfas wurde in die Kirche gebracht. Da hat der Pfarrer die Maienkäfer zum Tode verurteilt. Dann brachte man das verschlossene Fas zum Jonschwiler Felsen und warf es über den Abgrund in die Thur hinunter. Da schlug das Fas aber auf einen Felsen auf, zerbrach und alle Käfer flogen davon. Für ein Krähenei zahlte die Gemeinde 20 Rappen für ein Paar Krähfüsse 50 Rappen. Die Scherrers seien besonders schiesswütige Kerle gewesen. Sie hätten jeweils altes Brot mit Schnaps getränkt und auf die Felder geworfen. Die Krähe wurden betrunken. Man konnte sie dann von Hand einsammeln, totschiessen und ihre Füsse zur Gemeinde bringen. Weshalb die Krähen so verhasst waren konnte mein Vater nicht sagen. Alles alte Geschichten. Heute steht in Tuferschwil eine Schaukäserei. Ein Alpendisneyland der Eigenmanns hat sich auf die grosse Wiese unterhalb des Hauses meiner Grosseltern ausgebreitet. Da kommen jetzt die Städter mit Bussen. Die Büsser kommen. Das Bauernleben wird da vorgeführt. Eine Kuh, ein Bauer, ein Käser, ein Schweinestall. Alles nur Theater. Gegen Eintritt. Sei nicht traurig Grossvater. Du hast nichts falsch gemacht. Dein lebendiges Gesicht und selbst die heute zum Kitsch vergärrte Mühsal Deines Lebens ist bis nach Berlin gekommen. Und selbst da gibt es noch Wiesen, wie Du sie noch kanntest. Deine Urenkelin ist 21 Tage alt. Ja, Grosi, Deine gütigen Augen und deine warmen, roten Wangen glühen noch heute. Und der Bräker Ulrich steht daneben und sagt: "Alles wie gehabt, Nur die Bühnenbilder haben etwas gewechselt." Wie kann man heute noch Bauer sein? Meine Kühe fliegen. Bauer bin ich nicht. Eher Hirte. Ein Stadthirte. Meine Kühe sind die Schmetterlinge. Ich lebe von dem, was sie mir geben. Seelenmilch. Daraus mache ich Rahm und Butter und Käse. Weshalb hat das niemand gemerkt? Das ist doch nicht schwer, sowas zu sehen. Das Idyll des Waldes im Winter, in welchem ich Dir al Knobli helfen durfte, Fallholz zusammenschlepen, aus dem Du die Büscheli für den Winter machtest. Das Idyll ist noch da. Es trägt nicht in meinem Herzen. Da nicht. Mir

scheint, dass Deine Sehnsüchte mit mir mitgekommen sind. Kannst Du verstehen, dass ich schweige? So unnütz wie mein Tun in dieser Welt scheint. Als meine Eltern mein Atelier besichtigten, wagte ich kaum von all den Dingen zu erzählen, an denen ich denke, die ich da hüte. Und von meinem Käse, dem Mekonium, das ich als Stadthirte meiner fliegenden Kühe von der Wiese terschüttelt habe zu einem Nichts mit Etikett. Wie kann da in solchen Fläschchen etwas drin sein, wenn doch nichts drin ist für diese Welt? Wie sag ich's meinen Eltern? Mit dieser Stadt habe ich doch nichts zu tun. Nur mit dieser Wiese gleich neben meinem Haus. Man muss das zuerst mal merken. Hab ja auch gedacht ich sei hiergekommen, wegen der Stadt, wegen der Galerien, wegen der Kulturmetropole, weil ich dachte, dass da ein Einkommen für Azita und mich und jetzt für Alisha zu erhalten sei. Nun aber merk ich, dass mein Einkommen von dieser Wiese kommt, auf der die Hunde scheissen, wo in einem versteck zwischen Bernnesseln die Penner auf der Flucht übernachteten, wo die leergetrunkenen Bierflaschen liegen, die weggeworfenen Schueh und Kleider, Bretter. Der ganze urbane Kompost auf dem Acker des Unnützen. Da bin ich Hirte. Und ch kämpfe dafür, meine Aufgabe ernst zu nehmen, wenn alle lachen. Das Gefühl kennst Du sicher auch. Und mein vater het mir mal eine Szene beschrieben. Deine Frau musste arbeiten gehen in Bütschwil in einm Stickerie. Grosi ist zu Fuss von Tuferstchwil zu Fuss nach Lütisburg gegangen. Und mein Vater sass als kleiner Junge auf der Treppe vor der Eingangstüre des "Grüebli"-Hauses und hat gewartet bis sie abends nach hause kam, zu Dir und Euren sechs Kindern. Du kennst das Gefühl, alles zu geben an Deinem Platz und nicht zu schauen, was man dafür erhält. Auch wenn keine Kuh mer Dir gehörte, sie gehörten alle den fetten Viehhändlern, die sich in Lichtensteig am Markt trafen und bündelweise Geld im Sack hatten. Du kennst das Gefühl, dass Deine Kinder in die Stadt gingen, dass meine Eltern mich da in Zürich Daniel taufeten und nicht Heinrich. Ja, der Daniel, den Du kanntest, war vielleicht ein Schlufi, er war reich und fiel von seinem Pferdewagen und wurde arm und nicht mehr gesund. Und schau, ich bin vielleicht auch ein Schlufi und auch vom Charre gheit, aber man kann die Wiesen nicht hassen, weil sie einem nicht das geben, was man für sein Leben braucht. Die Wiese kommt zurück und hilft dann, wenn Du sie wirklich brauchst, dann, wenn sie niemand mehr will, wenn sie niemand mehr braucht, wenn sie aufgegeben ist, unnützer bracher Boden. Genau dann kommt sie wieder. Mitten in Berlin. Und da wächst jetzt der stolze Heinrich (Natterwurz). Für Dich war dieser stolze Heinrich noch ein Unkraut, das deine Kühe gemieden haben. Meinen Kühen aber dient der stolze Heinrich als himmlisches Futter. Das ist mein Stolz, wenn ich respektvoll an Dich denke. Der 21.Tag.

19.9.1995 Ungeduld in der Nacht. Alisha in die Stube gebracht. Azita protestiert. Böse sein mit Alisha. Standpauke von Azita. Lange geschlafen, nicht mitgemacht. Einkaufen. Verzweiflung. Hoffnungslosigkeit. Das Trinkgeld für die Frau im Cafe Grenzenlos. Windeln. Erinnerung an Gespräch mit Keller. Versöhnung mit Azita. Einnahme von Mekonium C 30 ein Tropfen. Im Atelier am Laptop, unterhalb von Alishas Zimmer. Nicht im Berliner Zimmer. Zu dunkel. Bedürfnis nach Licht. Fenster offen. Cola light. Verzicht durch Konsum. Über die eigene Unzulänglichkeit. Das Gefühl des Unrechts am Unschuldigen. Schutz und Gleichgültigkeit. Wie das Verletzliche die andern verletzt. Die Müdigkeit. Daniel will Richter sein. Demut fehlt. Aber Gott ist sein Richter. Gespräch mit meinem Vater über Tuferstwil und seine Herkunft. Eine Verwechslung. Das war Heinrich, der vom Wagen fiel, der begüterte Viehhändler zog sich eine Hirnverletzung zu. In der Verzweiflung kontaktierten sie

einen Wunderheiler und verloren all ihr Geld. Mein Vater Heinrich wurde in dem Haus geboren, wo mein Urgrossvater Heinrich gestorben ist. Der Daniel war einer der in Dottenwil wohnte. Weshalb mein Grossvater ihn nicht mochte ist meinem Vater nicht ganz klar. Wahrscheinlich wegen eines Viehhandels, wegen einer Kuh, die nicht brachte was versprochen war. Die Ambühl waren schon immer unstete Menschen. Mein Urgrossvater Heinrich wohnte in vielen Dörfern, mein Grossvater zügelte in Tuferstwil immer wieder. Er lernte meine Grossmutter Zusette oder Susette kennen, weil sie als 24-jährige meinen Urgrossvater nach seinem Unfall in der Steg pflegte. Erst im Alter von 32 Jahren, 1927, hatte mein Grossvater einen ersten Sohn, meinen Vater Heinrich. Im Alter von 20 Jahren musste mein Grossvater zur Armee in den ersten Weltkrieg. Im Zweiten musste er nur eine Woche wegen seinem Gehörschaden. Das nicht gut hören, das späte Kinderkriegen scheint mit der Unruhe zusammen zu den Ambühls zu gehören. Koffein Der 22. Tag Was heisst das, dass ich nicht gut höre? Eine Entfernung von der Welt. Wieder hingehen müssen. Nicht zu trauen. Nicht hören wollen. Muss sehen. Der 23. Tag 18.9. Anruf Saegesser. Saegesser will, dass ich ein Bild für sein Billardzimmer mache. Eltern auf den Bahnhof Lichtenberg gebracht 19.9. Christian Doelker kommt nach Berlin. Er will uns besuchen. Er schreibt an einem Buch über Bild und Sprache. Brief und Paket von Ellen Ringier 20.9.1995 Schreibe am Admiral. Den ganzen Tag. Der 24. tag 21.9.1995 Christian Doelker abgeholt vom Flughafen , Besuch von Bodemuseum und Nationalgalerie. Er schrieb ein Buch über Bildsprache. Gespräche über meine Buchunikate, Fernsehen. Nachmittags Spaziergang mit Alisha und Azita. Brief von Walti Lutz erhalten. Alishas erste Träne.

Fragment über die Mauer

Wo wir stehen , das war früher mal eine Mauer. Wäre da keine Mauer gestanden, dann befänden sich hier heute eine Strasse oder ein Einkaufszentrum, eine Bank oder Wohnhäuser. Und es wüchsen da keine Blumen. Man weiss nicht so recht, was man mit diesem Streifen anfangen soll. Deshalb hat man ihn sich selbst überlassen. Man baut immer nur auf einer der beiden Seiten. Das ist unser Leben. Die ganze Zeit gehen wir auf diesem Streifen zwischen dem Vorher und dem Nachher. Immer sehen wir die Zukunft und die Vergangenheit zu ihren beiden Seiten. Aber immer sind wir nur auf dem Streifen dazwischen. Das ist unsere Wiese. Unser Zuhause. Es gibt das Früher und das Später nicht. Es ist ja immer jetzt. Jetzt und jetzt und auch jetzt. Manchmal könnte man diese Wiese hassen, weil da mal eine Mauer stand. Sie steht auch noch heute da, in der Erinnerung. In uns drin sozusagen ist hier noch eine Mauer, die schon weg ist. Die Wiese ist die Verbindung, die Brücke, wenn man so will.

Der Zaun 1997

Als ich ihn das erste mal sah, war ich geschockt. Ich wollte wieder einmal die trostreichen Plätze auf dem Grenzstreifen besuchen. Doch ich prallte zurück. Seit unserer Rückkehr nach Berlin im Juni, ist ein Stück des Grenzstreifens eingezäunt. Eiserne Pfeiler wurden in den Boden getrieben, einbetoniert, daran grün bestrichene Metallgitter festgeschraubt. Innerhalb der massiven und kostspieligen Abgrenzung wurde mein wichtigster Brennesselstock ausgegraben, der Boden gepflügt. Das Grundstück gehört der Versöhnungskirche. Innerhalb des Gitters stand einst deren Gotteshaus. In der Umzäunung nochmals umzäunt standen auch die Glocken. Es war kein Provisorium. Der Zaun stand in keinem Verhältnis zu dem, was er eigentlich schützen sollte. Immer war sein Innen noch Ödland, oberflächlich etwas abgekratzt, aber immer noch Brache. Die Glocken mochte wohl auch niemand klauen wollen. Sie waren mehrere Tonnen schwer. Also kann der Mauerbau nur gegen die Menschen gerichtet sein, oder als Markierung eines ungenutzten Territoriums, Anspruch auf Eigentum. Für mich stellte der Zaun ein noch grösseres Hindernis und Ärgernis dar. Mitten im nun unzugänglichen Gebiet befand sich nämlich der Brennesselbusch, auf dem ich meine Raupen fand und von dem ich das Futter für meine Aufzucht entnahm. Der Zaun machte die Wege auf dem Mauerstreifen unpassierbar. Rücksichtslos durchschnitt er diese, wie zuvor die Mauer die Brunnenstrasse in eine Sackgasse verwandelte. Eine Tafel war am Zaun befestigt, die den Spaziergänger aufklärte. Jemand hatte das "s" im Wort "Versöhnungsgemeinde" durchgestrichen und ein "h" darüberschrieben: Verhöhnungsgemeinde. Drei Wochen später waren die Tafeln alle weg, ein Gitter war aus den Verankerungen gerissen und fortgeworfen worden. Da spazierten wir dann zu dritt ins verbotene Gelände und legten uns in der Wiese an die Sonne. Schmetterlinge waren in diesem Jahr selten. Nur die Kohlweisslinge waren zu sehen. Wie kleine weisse Taschentücher zuckten sie über die Kräuter. Das Tagpfauenauge fehlte, der kleine Fuchs, der Distelfalter war auch nicht zu sehen. Der kühle, feuchte Sommer hatte sie vertrieben. Der Frühling hatte noch vielversprechend begonnen. An den ersten warmen Tagen des Jahres waren Dutzende von Gelegen des kleinen Fuchses zu sehen. Doch dann kam der Zaunbau, die nasskalten Winde. Der Wermutbusch wurde überfahren oder zertreten. Lastwagen aus der nahen Baustelle hatten mit ihren Pneus die Erde aufgewühlt. Schon letztes Jahr wurde der bittere Beifuss mit weisser Farbe besprüht, vielleicht um zu verhindern, dass jemand von ihm irrtümlicherweise Blätter mitnimmt oder Absinth daraus braut. Die wilden Möhren waren erst im August zu sehen. Weit und breit aber kein Zeichen des Schwalbenschwanzes. Der Beifuss war mannshoch aufgeschossen. Es war kein Flugjahr.